Karl Peters / Afrikanische Köpfe

Karl Peters
Afrikanische Köpfe

»Männer und Völker« * Verlag Ullstein & Co * Berlin/W


Ex libris
Wolfgang
Fürst zu Ysenburg
und Büdingen

Männer und Völker

Afrikanische Köpfe



Afrikanische Köpfe

Charakterskizzen aus der
neueren Geschichte Afrikas

von

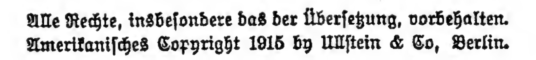
Carl Peters





1 9 1 5

Verlag Ullstein & Co, Berlin / Wien



Nicht die Zeiten machen die Männer;
sondern die Männer gestalten die Zeiten.

Vorwort

Die nachfolgende Arbeit will, durch Schilderung der markantesten Persönlichkeiten und meistens unterstützt durch eigene Kenntnis des Schauplatzes, eine Einführuug in das große afrikanische Problem geben. Wohl bin ich mir bewußt, nicht erschöpfend zu sein, vor allem konnte ich auf die deutschen Kolonien fast gar nicht eingehen, da ich selbst und meine Bekannten zu nahe an ihrer Begründung beteiligt sind. Bis zu einem gewissen Grade vermag mein in Voigtländers Quellenbüchern erschienenes Buch „Wie Deutsch-Ostafrika entstand" diese Lücke auszufüllen. Ein Verzeichnis der von mir benutzten Quellen gibt der Anhang.

Ich hoffe, daß der Ausgang dieses Krieges uns ein erweitertes und befestigtes Kolonialgebiet schaffen wird.

Bad Harzburg
Villa Annenburg
Im September 1915

Carl Peters

Inhalt

Einleitung:

Die Erschließung Afrikas

Erst durch die Forschungen Livingstones hörte die moderne europäische Kulturwelt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von fruchtbaren und feuchten Hochländern im Innern des afrikanischen Weltteils. Die antike Welt scheint vom Osten Afrikas im wesentlichen nur die Küsten, wenigstens bis Kap Corrientes, gekannt zu haben. Die von Herodot gemeldete Umsegelung des ganzen Erdteiles durch die Ägypter ist bislang noch nicht weiter beglaubigt. Nur die höheren Gebiete von Abessinien und von Manikaland, wie Rhodesien, sind durch Bauten, welche der Phönikerepoche angehören, als den Alten bekannt urkundlich bestätigt. Der Araberwelt haben sie auch im Mittelalter offengestanden. Als Vasco da Gama 1498 an der Ostküste des Schwarzen Erdteiles erschien, teilten ihm angesessene Araber mit, im Hinterlande von Sofala sei das alte Ophir Salomos gelegen.

Weil Afrika seine heißeste und trockenste Gegend, die Wüste Sahara, Europa zukehrte, meinte man

bei uns noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, der ganze Erdteil sei ein wüstes und ödes Stück unseres Planeten. So erzählte mir ein sehr hoher Herr noch 1885, seine eigene Mutter, die aus einer englischen Familie stammte, habe ihm in seiner Kindheit gesagt, England besitze so viele Teile von der Erde, Afrika würde nun ein gutes Feld sein für den deutschen Unternehmungsgeist. „Das sagte sie," fügte er lachend hinzu, „weil man damals annahm, ganz Afrika sei eine große Wüste."

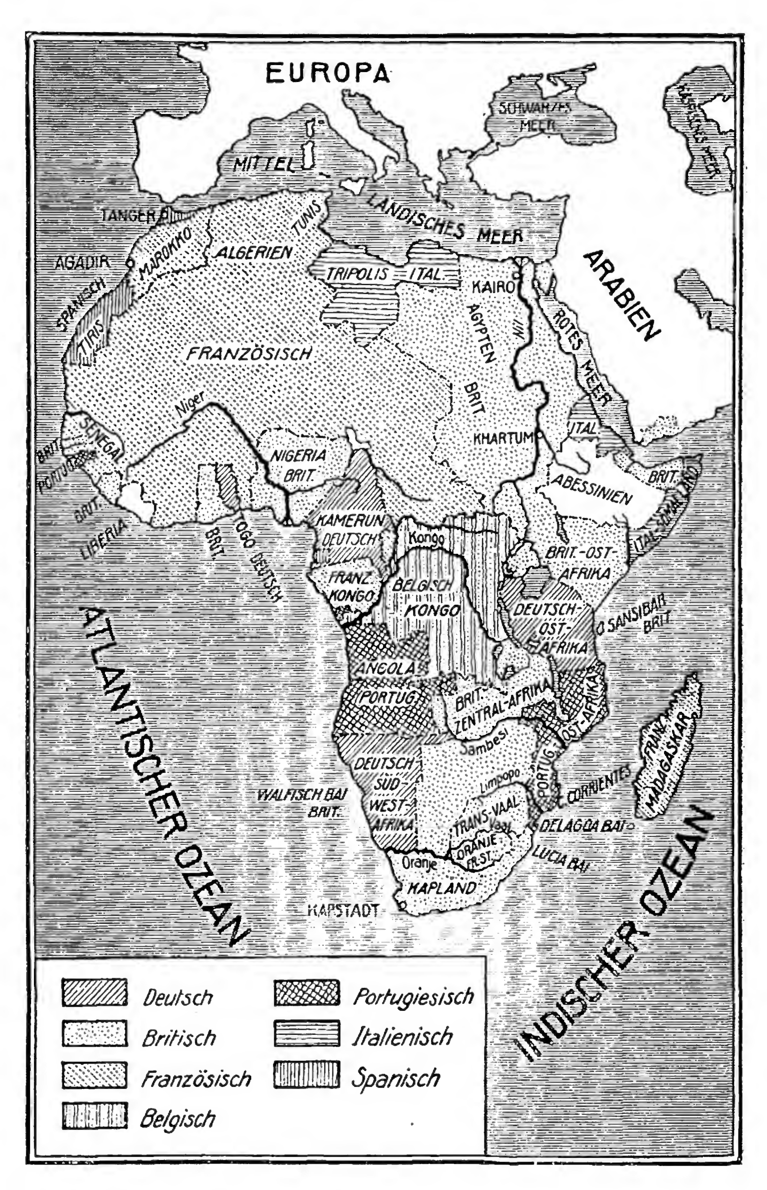
Und doch hätten die Geographen schon zu jener Zeit aus der Mächtigkeit von Strömen wie Nil, Kongo und Sambesi — deren Mündungsgebiete man kannte — schließen müssen, daß Afrika in seinem Innern keine Wüste sein könne, denn diese Ströme, alle drei, erhalten ihre Gewässer aus dem Herzen des Schwarzen Erdteiles, lassen demnach mit Notwendigkeit auf starke Niederschläge in der Mitte des Kontinents schließen. Auch schreibt Aristoteles schon, der Nil komme aus großen Seen im Herzen von Afrika. Es war demnach klar, daß hinter der Wüste Sahara große Hochländer sein mußten.

Livingstone hat für die Angliederung des Schwarzen Erdteiles an die europäische Zivilisation im übrigen nicht weiter gewirkt. Er war hierfür zu negerfreundlich und hat das Vor-

dringen der weißen Rasse, z. B. in seiner Haltung gegen die Buren, nur gehemmt. Vor allem aber durch die Art, wie er seine Antisklavereibewegung betrieb, die, anstatt Schritt für Schritt vorzugehen, mit einem Schlage die Sklaverei aufhob und damit gerade zu Beginn der wirtschaftlichen Erschließung einen dauernden Arbeitermangel in den zu kultivierenden Gebieten entstehen ließ.

Livingstone hatte darin recht, daß die Sklavenjagden sofort abzustellen waren, denn sie waren grausam und führten die Verödung großer Landstriche herbei. Aber etwa die portugiesische oder arabische Haussklaverei, welche im Grunde nichts anderes war als das bei uns Jahrhunderte hindurch bestehende Hörigkeitsverhältnis, mit einem Mal zu verbieten, hieß auf einen Schlag Tausende zugrunde richten, und indem das Verbot besonders die landwirtschaftlichen Kreise traf, unterband es plötzlich die einzige nützliche Arbeit, welche bis dahin in größerem Stil im Schwarzen Erdteil stattgefunden hatte. Vor allem waren die Schwarzen selbst, die „befreit" wurden, gar nicht erbaut von dieser Rettungsarbeit. Als ich 1888 mit einem schwarzen Diener von Sansibar nach Ägypten kam, mußte ich, wie das Gesetz es befahl, für diesen, der ein solcher Haussklave war, in Suez eine Freikarte lösen. „Herr," sagte er, als ich

ihn fragte, ob ich dies dürfe, „kann ich die Karte, ehe ich nach Sansibar zurückkomme, einfach ins Meer werfen? Ich bin das Eigentum meines Herrn, der immer gut zu mir gewesen ist, und möchte ihn doch nicht gern betrügen." Ich habe viele Beispiele, daß dies die Anschauung der schwarzen Sklaven in Sansibar und Mosambik war. Die Leute fühlten sich eben versorgt für ihr ganzes Leben, und da war nicht die Rede von Mißhandlungen, womit die Verfasserin in „Onkel Toms Hütte" das Mitgefühl von Amerika und Europa in so greller Weise aufgestachelt hat. Aber Livingstone war Missionar und er hatte einen großen Anhang von Briten hinter sich. Besonders wurde Exeter Hall in London, wo sich auch die Bibelgesellschaft befindet, der Sitz seiner angeblich humanitären Bestrebungen. Deutschland nahm blindlings diese Ideen auf. Daraus ist dann mit der Zeit jene krankhafte Stimmung entstanden, welche nervös vor jedem Arbeitszwang — der doch in Europa in der brutalsten Weise besteht — zurückschreckt und eine praktische deutsche Kolonialpolitik in Afrika fast unmöglich macht. Ein hervorragender afrikanischer Forscher hat einmal gesagt: Afrika ist reich an manchen Gütern, aber sein größter Schatz ist die unverwüstliche Arbeitskraft seiner Bewohner. Auch die antike Welt empfing ihre Hauptsklaven-



Afrika (Übersichtskarte).

massen sowohl auf den arabischen wie auf den kleinasiatischen, ägyptischen und römischen Märkten in den robusten Bewohnern des Schwarzen Erdteils.

Man hat im Deutschen Reichstag von der „unsterblichen Seele des Negers" gesprochen. Ich will hier diese Frage nicht untersuchen. Jedenfalls hat der Neger eine Seele von derselben Art wie wir selbst. Ob sie unsterblich ist, das ist Sache des Glaubens und nicht des Wissens. Aber ich möchte wissen, was diese Frage mit einem gesunden, staatlichen Arbeitszwang zu tun hat. In Preußen-Deutschland wird ein staatlicher Zwang auf allen möglichen Gebieten ausgeübt, und zwar zum Besten der Gesamtheit. Ich nenne nur den Wehrzwang, den Steuer-, Impf-, Fleischbeschauzwang aus vielen anderen. Die Polizei reguliert das ganze private Leben. Auch besteht in sämtlichen europäischen Kulturstaaten ein rücksichtsloser Arbeitszwang. Wer nicht arbeitet, muß hungern. Weshalb schreit der deutsche Philister jedesmal sentimental auf, wenn von Zwang in Verbindung mit seinem lieben schwarzen Bruder die Rede ist, den er gar nicht kennt, und der ohne solchen Zwang am liebsten von jeder Arbeit fernbleibt? Die europäischen Staaten müßten die schwarzen Bewohner ihrer Schutzgebiete zwingen, ihnen für einige Jahre ihre Arbeits-

kraft zur Verfügung zu stellen, etwa wie Deutschland seine Söhne zwingt, im Heer zu dienen. Diese schwarzen Arbeiter sollen gut behandelt und verpflegt werden. Der Staat mag das alleinige Strafrecht ausüben und könnte sie gegen eine billige Entschädigung den einzelnen weißen Unternehmern zur Verfügung stellen, etwa wie die Mozambique Compagnie das schon heute tut. Damit wäre die Arbeiterfrage in unseren afrikanischen Kolonien mit einem Schlage aus der Welt, und auch die „unsterbliche Seele“ der Neger würde damit von vornherein auf denjenigen Entwicklungsweg gewiesen sein, der sie zu einem nützlichen Gliede der Menschheit macht, anstatt sie zu einem faulen, arbeitsscheuen Pöbel verkommen zu lassen, der umgekehrt sie zu einer drohenden Gefahr für die europäische Erschließung überhaupt werden läßt.

Jedenfalls hat sich das Afrika von heute, mit seinen Eisenbahnen, Wegen, Städten, Farmen und Minen, etwa in den letzten fünfzig Jahren unserer Entwicklung überraschend schnell gebildet, wie jeder mir zugeben wird, der sich durch eine einfache Umfahrung des Erdteils auch nur eine flüchtige Kenntnis davon erworben hat.

Im folgenden beabsichtige ich nun, diejenigen Männer zu kennzeichnen, welche an dieser staatlichen Umwandlung des Schwarzen Erdteils den

Hauptanteil gehabt und damit die Grundlagen für solche Kulturarbeit geschaffen haben.

In die Reihe dieser Männer gehören die eigentlichen Forscher, sofern sie nur den Kreis unseres Wissens zu bereichern suchten, nicht. Von Männern wie Schweinfurth und Rohlfs, Nachtigal, Vogel, Barth, Junker, selbst Livingstone, Speke, Grant und anderen wissenschaftlichen Forschern soll deshalb hier nicht die Rede sein. Aber Paul Krüger und Cecil Rhodes im Süden, der König Leopold II. und Emin Pascha in Zentralafrika sowie der König Menelik von Abessinien haben an der staatlichen Umwandlung des alten Afrika, wie unsere Väter es kannten, mitgewirkt und damit indirekt auch der geographischen Wissenschaft mehr genützt als jene alten Forscher, welche nur durch die Länder eilten, während jene Raum schufen für die Anlegung moderner Beobachtungsstationen. Es war demnach nur in der Ordnung und billig, daß die Geographische Gesellschaft in London neben Stanley auch Cecil Rhodes zu ihrem Ehrenmitglied ernannte, obwohl er keine einzige Forschungsreise persönlich geführt hat. Aber seine Tätigkeit hat doch das ganze Südafrika bis zum Tanganjika hin geographisch bekannt gemacht.

In Deutschland habe ich sehr oft eine völlige Unklarheit über diesen Punkt gefunden. So wurde ich selbst lange Zeit unter die Reihe der

„Afrika-Reisenden" oder gar der „Afrika-Forscher" versetzt, obwohl es nie meine Absicht gewesen ist, in Deutsch-Ostafrika irgendwelche Forschungen zu machen. Erst als ich meine deutsche kolonialpolitische Tätigkeit abgeschlossen hatte und nun zur Aufdeckung des alten Ophir-Problems zwischen Sambesi und Sabi schritt, wobei ich sechs Forschungsreisen persönlich leitete, habe ich mir vielleicht diese Bezeichnung verdient. Aber, daß es heute genauere Karten von Deutsch-Ostafrika gibt als früher, ist mittelbar wohl das Ergebnis meiner Entschließungen von 1884 bis 1890, auf das Seengebiet von Ostafrika die Hand der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" zu legen.

Im folgenden beabsichtige ich die Umwandlung des Schwarzen Erdteils in eine Reihe europäischer Schutzgebiete zu schildern. Oder vielmehr: ich will die hervorragendsten Männer kennzeichnen, welche solche Arbeit getan haben. Dabei lasse ich die alten Portugiesen Vasco da Gama und d'Albuquerque sowie die europäischen Eroberungen in Nordafrika beiseite, denn das Zeitalter der ersteren liegt unserem modernen Kampf um Afrika allzu fern. Auch war für die Portugiesen des 16. Jahrhunderts Afrika im wesentlichen immer nur die Etappenstraße nach Ostindien und zu den Gewürzinseln des Ostens, und die Eroberung Nordafrikas durch Franzosen, Engländer und Italiener ist im

Grunde ein Kapitel der europäischen Politik; sie hat bislang das Zurückfluten der mohammedanischen Eroberungswelle zur Folge gehabt. Hier soll die moderne Aufteilung des eigentlichen Blocks von Afrika unter die europäischen Mächte erzählt werden.

Paul Krüger

Es wurde bereits angedeutet, daß es die Portugiesen waren, welche zuerst Südafrika umschifften. Zunächst gelangte 1487 Bartolomeu Dias bis nach der Bucht von Port Elisabeth und 1497 erreichte Vasco da Gama Port Natal und die ostafrikanische Küste weiter nördlich. Aber für die Portugiesen blieb Südafrika stets nur eine Etappe für ihre Fahrten nach Indien, soweit sie nicht der Goldreichtum des Salomonischen Ophir hinter der Sofalaküste reizte. In Südafrika haben sie demnach auch keine Kolonie angelegt, und auf das indische Goa weisen schon die Namen „Alagoa-Bucht" und „Delagoa". In Alagoa nahmen sie zum letztenmal Wasser und Holz bei ihren Ausfahrten nach Indien, während sie bei ihrer Rückkehr den näher gelegenen Hafen von Delagoa oder Lourenço-Marques anliefen. Erst 1602 legte die Holländisch-Ostindische Kompanie die eigentliche Kapkolonie an, und 1652 gründete Jan van Riebeek das erste Fort an Stelle der jetzigen Kapstadt. Aber die Holländisch-Ostindische Kompanie litt an demselben Fehler, an

welchem sämtliche Gesellschaften leiden, die einerseits Dividenden für Aktionäre herausarbeiten sollen, andererseits ein neues Gemeinwesen emporzubringen haben, wozu die Anlegung großer Summen nötig ist. Die Kolonisten aus Holland, die sogenannten Buren, wurden auf alle mögliche Weise ausgesogen und die Verwaltung war die denkbar schlechteste.

Als in den Revolutionskriegen das europäische Holland an Frankreich fiel, nahmen die Engländer am 16. September 1795 die Kapkolonie in Besitz. Zwar mußten sie diese noch einmal, nach dem Frieden von Amiens, an die alten Herren zurückgeben. Aber schon 1806 eroberten sie das Land von neuem und bekamen es 1814 im ersten Pariser Frieden endgültig zugesprochen. Was galt den übrigen europäischen Großmächten 1814 ein scheinbar unwirtliches Land weit im Süden! Eine kleine europäische Provinz in der Nähe Frankreichs schien ihnen weit wertvoller. Diese Anschauung hat sich in Deutschland im Grunde noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Ich will hoffen, daß sie bei dem Friedenswerk, welches diesem gegenwärtigen Kriege folgen muß, sich nicht wiederum hervordrängt.

England verfolgte schon damals die Politik, welche es bis auf den heutigen Tag in Afrika innegehalten hat. Vor allem ging es ihm darum, zunächst die klimatisch-gemäßigten Zonen, welche

im Norden und Süden des Erdteils gelegen waren, sich anzueignen. So drang es in die Kapkolonie und später in Ägypten vor. Sodann galt es ihm, die goldreichen Strecken des Schwarzen Erdteiles zu gewinnen. Deshalb kämpfte es später um Transvaal, nahm die Goldküste und andere goldhaltige Distrikte. Deshalb legte es durch Cecil Rhodes seine Hand auf Rhodesia. Schließlich erkannten die Staatsmänner an der Themse, daß im dunkelen Weltteil vornehmlich das feuchte Element von Wert sei. Deshalb sehen wir England heute, teils direkt, teils indirekt, im Besitz aller großen Ströme des Erdteils mit Ausnahme des Kongos: des Nils, des Niger-Benuë, des Sambesi. Der mittlere und untere Sambesi läuft zwar durch portugiesisches Gebiet, aber hier hat England das verschmitzte Mittel angewendet, sich in Chinde zollfreie Einfuhr britischer Güter nach Britisch-Zentral-Afrika am Njassa und nach Rhodesia hinter Tete auszubedingen. Es hat zu diesem Behuf sich ein kleines Freihafengebiet abtreten lassen. Ich las schon 1899 auf britischen Kisten, welche für dies Gebiet bestimmt waren, die Adresse „nach Britisch-Chinde". So arbeitet die britische Politik. Was zunächst eine harmlose Spielerei zu sein scheint, wird hernach zur Grundlage für einen wirklichen Anspruch und es sollte mich gar nicht wundern, wenn zunächst Chinde für einen britischen

Hafen erklärt würde. Genau solche Dienste als vorgeschobener Keil leistet in Beira die britische Beira—Mashonaland-Bahn.

Die Stellung der Buren in der Kapkolonie war mit der britischen Annexion von 1806 und ihrer internationalen Anerkennung von 1814 völlig verschoben. Die Engländer griffen ohne weiteres in ihre Beziehungen zu den umwohnenden schwarzen Stämmen ein und sendeten ihnen eine Reihe unwillkommener Missionare, welche die Eingeborenen gegen sie aufhetzten, auf den Hals. Die steifnackigen Holländer, von denen ein jeder bisher wie ein kleiner König auf seiner eigenen Farm geschaltet und gewaltet hatte, sollten plötzlich kennen lernen, was es hieß, eine fremde Regierung über sich anerkennen zu müssen und Zucht und Ordnung gegen sich selbst angewendet zu sehen. Dazu kam noch eines: Die Buren lebten auf dem Lande, die Engländer aber waren vornehmlich Händler in den Städten und lieferten unter anderem den Buren auch Sklaven. Mit einemmal, am 1. Dezember 1834, wurde die Sklaverei von London aus amtlich verboten, als gerade eine Menge Buren den Preis für ihnen gelieferte Sklaven an die britischen Händler ausbezahlt hatten. Die Buren sahen naturgemäß hierin eine bewußte Prellerei. Zwar hatte die britische Regierung für die einzelnen Sklavenbesitzer eine

entsprechende Entschädigung ausgesetzt, aber solche Entschädigung war in London, nicht in Kapstadt, persönlich einzuziehen. Naturgemäß konnten die einzelnen Buren zu diesem Behuf keine Reise nach London machen. Somit erschienen alsbald alle möglichen Agenten in Südafrika, welche den Betroffenen ihre Entschädigungsansprüche für ein Spottgeld abkauften und diese dann in London für sich selbst einzogen. Demnach bedeutete dieser Akt britischer Humanität für die holländischen Ansiedler einen unmittelbaren Geldverlust. Dies steigerte die Unzufriedenheit der holländischen Bevölkerung aufs äußerste, und die meisten Buren beschlossen, den Staub dieses ungastlichen Landes von ihren Füßen zu schütteln und wie dermaleinst das Volk Israel sich eine neue Heimat im Norden zu suchen, wo sie, wenn auch in Not und Gefahren, dennoch unbelästigt von britischen Beamten ihren eigenen Gebräuchen und Sitten gemäß leben könnten. So kam es 1836 zum ersten großen „Treck" aus der Kapkolonie dem Vaalflusse zu. Ich füge noch hinzu, daß die holländischen Bauern in den letzten Jahrhunderten aus anderen europäischen Staaten wesentliche Verstärkungen bekommen hatten. So zog ein großer Teil der französischen Hugenotten zur Zeit Ludwigs XIV. nach Südafrika, um dort frei ihrem Glauben leben zu können. So fanden sich auch deutsche Ansiedler

ein, und zu den ersten Familien des Landes gehören noch heute belgische Familien, wie z. B. die Bothas. Aber alles Fremdländische ordnete sich dem eigentümlichen Wesen des Holländertums unter und verschmolz vollständig mit dem alten Volke. Man kann im wahren Sinne des Wortes von einer „burischen Nationalität" in Südafrika im Gegensatz zum Europäertum sprechen.

Inmitten solcher Stimmungen und Eindrücke wuchs im Norden der Kapkolonie unweit Colesberg ein Knabe auf, welcher in späteren Jahren seinen Namen mit ehernem Griffel in die südafrikanische Geschichte eintragen sollte. Stephanus Johannes Paulus Krüger war am 10. Oktober 1825 als Sohn eines südafrikanischen Farmers geboren. Er stammte aus einer ursprünglich deutschen Familie. Sein Vorfahr war 1713 von Berlin nach dem Kap gekommen, und zwar als Beamter der Holländisch-Ostindischen Kompanie. Er hatte dann eine Hand verloren und seine Stellung eingebüßt. Darauf hatte er mit Landwirtschaft angefangen und allmählich war die Familie in den Norden der Kapkolonie, wie gesagt in die Nähe von Colesberg, verschlagen worden. In den Häusern der damaligen Afrikander war Schmalhans Küchenmeister. Zu einem fachgemäßen Unterricht durch Lehrer langte es nicht, und auch der junge Paul Krüger lernte nur das, was seine eigenen Eltern ihn lehren

konnten, ein wenig Lesen, Schreiben und Rechnen. Aber Büchse und Bibel fehlten in keinem Bauernhause, und auch der junge Krüger wurde gründlich mit beiden vertraut. Noch als ich zum erstenmal, 1892, ins Burenland kam, war es Sitte, daß der junge Bur, welcher eine Antilope für die Küche der Mutter liefern wollte, vom Vater zu seiner Büchse eine Patrone ausgeliefert bekam. Mit Fehlschüssen konnte er sich also nicht abgeben. So lernte auch Paul Krüger seine Waffe gründlich handhaben, wozu er in seinem Leben noch viele Gelegenheit haben sollte. Die Bibel aber wurde ihm in der Tat das Buch der Bücher. In ihr las er täglich und ihre Aussprüche waren ihm in jeder Beziehung Gottes Wort schlechtweg. Auch für seine Staatskunst war und blieb die Bibel bis zu seinem Ende das einzig maßgebende und entscheidende Buch.

Man kann seine ganze Art von einer gewissen Beschränktheit der Auffassung nicht freisprechen. Aber gerade darin bestand seine Kraft, denn er wurde dadurch zum eigentlichen Typus des Afrikandertums. Er war die Verkörperung seines Volkes, und auch dieses erkannte in ihm mehr und mehr seinen eigentlichen Genius. Was Wunder, daß sich die holländischen Buren, als die Verhältnisse der Kapkolonie ihnen unerträglich geworden zu sein schienen, mit den Juden

in der Zwangsherrschaft der Ägypter verglichen. Wie Gott seine schützende Hand über dem Volk Israels gehalten und es in das gelobte Land Palästina geführt hatte, so würde er auch sein Volk in Südafrika nicht im Stich lassen und es ebenfalls zur Freiheit hinausführen. Das glaubte jeder Bur, davon war vornehmlich der junge Paul Krüger fest überzeugt. Der Gedanke, daß sie das heilige Volk Gottes wären, blieb den Buren allzeit gegenwärtig. Noch in den neunziger Jahren fühlten die Uitlanders sich durch den damaligen Präsidenten Paul Krüger nicht gerade sehr geschmeichelt, als er eine Versammlung in Johannesburg mit den folgenden Worten anredete: „Du altes Volk, du heiliges Volk, auch ihr Neuangekommenen und Uitlanders, ja auch ihr Mörder und Diebe.“ Diese dreifache Unterscheidung entsprach ganz dem Wesen Paul Krügers, war aber durchaus nicht nach dem Geschmack namentlich der Engländer. Nach der englischen Niederlage von Majuba Hill im Jahre 1881 war es schwer zu bestimmen, worüber man sich in London mehr ärgerte, ob über den bloßen Sieg der Buren, oder über die Tatsache, daß ihr Präsident in einer seiner vielen Ansprachen diesen Sieg für eine unmittelbare Folge des Eingreifens Gottes erklärte und nachdrücklich darauf hinwies, daß die Afrikander das auserwählte Volk des Herrn seien.

Zu solcher Anschauung, welche er sein ganzes Leben hindurch vertreten hat, hatte er den Grund schon im Elternhaus bei Colesberg gelegt.

1836 fand der große Auszug aus der Kapkolonie endlich statt. Die Buren verschleuderten zum Tei ihre Besitzungen in der Kolonie, um nur frei von dem Lande zu werden. Dem Haupttreck, unter Führung Hendrik Potgieters, schlossen sich auch Krügers im Norden der Kolonie an. Hendrik Potgieter war ein kluger und sehr angesehener Holländer. Mit ihm zogen auch Männer wie Pretorius, Cicillieres und andere angesehene Buren. Ich weiß nicht, ob meine deutschen Leser sich eine klare Vorstellung von einem sogenannten „Burentreck" machen. Ein solcher findet statt mit Ochsengespannen, d. h. auf Frachtwagen, die mit vierzehn bis achtzehn Ochsen bespannt sind. Die Tiere haben jedes ein Joch vor den Hörnern, welches mit Seilen an den Wagen gebunden wird. Jedes Tier kennt sein eigenes Joch und seine Reihenfolge im Gespann und schreitet beim Einspannen auch gleich nach seiner Stelle. Was von weiterem Vieh, an Pferden, Kühen, Schafen und Ziegen mitgeführt wird, wird zu beiden Seiten der Wagenreihe nebenher getrieben. Bei Mondschein wird, des heißen Klimas wegen, gerne des Nachts marschiert. Ist man an dem Ort angelangt, wo der Führer beschlossen hat zu rasten, was wesent-

lich von der Wasserfrage abhängt, so werden die Ochsen ausgespannt und gleich auf die Weide getrieben. Man gibt ihnen einen Posten von mehreren Leuten bei, welche des Nachts zum Schutz gegen die Löwen und auch gegen die oft empfindliche Kälte einige Feuer anzünden. Die Wagen sind angefüllt mit Proviant, Frauen und Kindern, allerlei Hausgerät, Ackerwerkzeugen, Kleidern usw. Wenn der Zug aus etwa hundert Familien besteht, wie in unserem Fall, dann sind in der Regel auch ebenso viele Wagen oder mehr dabei. Diese Wagen werden dann gleich nach Ankunft im Lager zusammengeschoben und bilden so einen gewissen Schutz gegen feindliche Stämme oder reißende Tiere. Hinter dieser Wagenburg kämpfen die Männer mit ihren großen, schwerkalibrigen Büchsen und fühlen sich auch Frauen und Kinder einigermaßen sicher. Ich bin selbst mehrere Jahre auf meinen Ophir-Forschungen in den Gebieten zwischen Sambesi und Sabi so gereist und kann sagen, daß diese Art, zumal wenn man dazu ein Reitpferd zu eigenem Gebrauch besitzt — wie es auch den Buren von 1836 zur Verfügung stand — mit europäischen Eisenbahnfahrten verglichen, zwar schwerfällig und unbeholfen ist, aber immerhin die bequemste, welche es in südafrikanischen Steppen gibt. Natürlich müssen europäische Leser nicht vergessen, daß es irgend etwas, was nach

Straßen oder Wegen aussah, 1836 im Oranje-Freistaat oder im Transvaal nicht gab. Eigentliche waldreiche Gebiete würden demnach ein großes Hindernis für diese Art der Fortbewegung bilden, aber Wälder gibt es in jenen Ländern überhaupt nicht. Die Karoo, durch welche die Buren zunächst zogen, gleicht einer völlig öden Wüste, und vom Oranjefluß nordwärts gelangten die Auswanderer mehr und mehr in eine reine Grassteppe, die immer nur durch Buschsteppe unterbrochen wird, durch welche die Ochsen, zumal wenn die Axt hier und da nachhilft, leicht hindurch trampen.

So langte man Ende August in der Nähe des Vaalflusses an. Hier blieb man einstweilen liegen. Der Vaalfluß bildete später die Grenze zwischen dem Oranje-Freistaat und Transvaal, das seinen Namen von dem Flusse genommen hat.

Hier kam man in ein Gebiet, welches damals mächtigen eingeborenen Stämmen gehörte. Das eigentliche Transvaal war unter der Herrschaft der Matabeles, unter dem gewalttätigen König Mosilikatse. Im Osten hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts Schaka das Gewaltreich der Zulukaffern aufgerichtet. Dort lebten ferner die wilden Basutos. Eine britische Natal-Kolonie gab es zu jener Zeit noch nicht. Wohl befand sich an dem Ort, aus dem später Durban geworden ist, eine kleine Ansiedelung von britischen Händlern,

welche sehr erfreut waren, als sie hörten, daß neue Weiße auf den Hochplateaus zu erscheinen begannen, und sie einluden, doch in die fruchtbaren Täler Natals herabzusteigen.

Ein späterer neuer Emigrantenzug unter der Führung des Buren Retief leistete dieser Einladung auch Folge. Mit Erlaubnis Dingans, des damaligen mächtigen Zulukönigs, zog er über das stattliche Drakengebirge, welches Natal von Transvaal trennt. Aber Dingan lockte die Buren in eine Falle und ließ sechsundsechzig von ihnen erschlagen.

Ein anderer Zug von Buren wurde beim heutigen Orte Weenen mit Frauen und Kindern niedergemacht.

Auch unser Zug, bei dem sich Paul Krüger befand, wurde plötzlich durch ein Impi (Regiment) von Matabeles Mosilikatses überfallen und mit dem Untergang bedroht. Indes die Buren setzten sich hier rechtzeitig zur Wehr. 150 Matabeles fielen, aber die übrigen nahmen alles Vieh — 4600 Ochsen und Rinder und 50 000 Schafe — mit sich fort. Nur ein Reitpferd für jeden Mann war im Lager zurückgeblieben. Hierbei empfing auch Paul Krüger, der damals im elften Lebensjahre stand, seine Feuertaufe. Zwar konnte er noch nicht die schwere Büchse handhaben, aber er schoß mit einem Schrotgewehr wacker mit auf den Feind.

Die Lage der Buren nach diesem Gefecht war geradezu verzweifelt. Die Mütter hatten keine Milch mehr für ihre Kinder, der Mundvorrat für alle ging auf die Neige, Zugochsen für die weitere Vorwärtsbewegung waren nicht mehr vorhanden. Man schien verloren zu sein, wenn nicht ein Wunder eintrat. Da meldete sich Hermann Potgieter, der Bruder des Führers, mit dem Anerbieten, zu Maroko, einem den Auswanderern freundlich gesinnten Negerhäuptling in Thabanchu — östlich von dem heutigen Bloemfontein — zurückzureiten und von dort Hilfe zu bringen. Unter schweren Sorgen blieben die übrigen zurück. Heiße Gebete stiegen auf zum Höchsten, an denen sich auch der kleine Paul Krüger beteiligte. Nur Gott schien helfen zu können.

Und wunderbar! Potgieter, der Tag und Nacht ritt, traf am dritten Tag wohlbehalten in Thabanchu ein, und, noch wunderbarer, er traf hier nicht nur Maroko hilfsbereit, sondern ebenfalls einen neuen Zug von Emigranten, der gerade aus der Kapkolonie angekommen war. Auch dieser versprach, sofort sich an der Hilfeleistung zu beteiligen.

Inzwischen war die Not in dem Lager am Vaal auf das höchste gestiegen. Eindringlich betete man Tag und Nacht zum Herrn. Da, was war das? Reiter tauchten in der Ferne auf. Waren es vielleicht Matabeles, die zu neuem Angriff herbei-

stürmten? Nein, es waren Freunde, Holländer, die Rettung brachten. Da fielen die Geängstigten vor Wonne auf die Knie und statt der Bittgebete stiegen heiße Dankgebete zum Herrn der Heerscharen empor, der so wunderbar geholfen hatte. Es ist leicht verständlich, daß dieses Erlebnis Paul Krüger bis an das Ende seines Lebens unvergeßlich geblieben ist und seine Denkweise dauernd bestimmt hat. Ja, sie waren wirklich ein Volk gleich dem Volk Israel, das auserkorene Volk Gottes.

Mosilikatse mit seinen Matabeles wich endlich vor diesen fortwährend eindringenden Feinden nach Norden aus und siedelte sich im heutigen Matabeleland an.

Nun kam immer weiterer Zuzug aus der Kapkolonie. Es liegt nicht im Rahmen dieser Skizze, dies im einzelnen zu erzählen. Ich will auch meine Leser nicht ermüden, indem ich die Jugendzeit Paul Krügers ausführlich schildere. Es war die eines jeden gesunden Buren: Kriegszüge gegen die Farbigen und Jagdabenteuer wechselten sich ab. Er wuchs auf unter steten Lebensgefahren, Körper und Nerven wurden gestählt.

Krügers ließen sich bei Rustenburg in der Nähe von Pretoria an den Magaliesbergen nieder. Inzwischen bildeten sich allmählich die Grundlagen eines wirklichen Staatswesens. An der Spitze standen zwei Männer, welche in steter Rivalität

miteinander lebten: Potgieter und Pretorius. Ein Volksraad wurde gewählt, dem die letzte Entscheidung über alle öffentlichen Angelegenheiten zustand. Das Land wurde in eine Reihe von Distrikten geteilt, deren wehrfähige Mannschaft, die sogenannten Burgers, einzelnen Feldkornetts unterstand, die wieder einem Oberkommandanten untergeben waren.

Es ist wunderbar, ein wie organisationsfähiges Wesen der Mensch doch ist. Diese Emigranten hatten ihre Heimat verlassen, weil sie sich dem staatlichen Zwang nicht unterwerfen wollten. Ein unbändiger Freiheits- und Unabhängigkeitssinn beseelte sie. Ein jeder wollte sein eigener Herr auf seinem Besitz sein. Und dennoch wuchs auch hier ein geordnetes Staatswesen — wenn auch unter steten Widersprüchen und Gegensätzen — empor.

Tonangebend blieb für alle die Bibel. Potgieter und Pretorius, deren Feindschaft das Volk in zwei Hälften zu zerreißen drohte, hatten auf Wunsch ihrer beiderseitigen Freunde in einer allgemeinen Volksversammlung eine persönliche Aussprache. Mit einemmal öffnete sich das Zelt und die beiden Männer standen da Hand in Hand, vor ihnen aber lag aufgeschlagen das Alte Testament. Da fiel das ganze Volk auf die Knie und dankte Gott für diese neue Gnade.

Das staatliche Leben stand in engster Verbindung mit dem kirchlichen. Sämtliche Holländer gehörten der reformierten Kirche an. Aber diese Kirche war in drei Abteilungen gespalten, welche sich heftig befehdeten. Krügers gehörten zu der strengsten Richtung, welche sogar die Hymnen aus ihren Gottesdiensten verbannte und lieber die Psalmen selbst sang, weil doch nur sie das reine Gotteswort enthielten. Diese Gegensätze griffen fortwährend in die staatliche Entwicklung hinein. Dazu kam die Herrschsucht Englands. Widerwillig hatte man die Buren aus der Kolonie nach Norden ziehen lassen. Seit 1840 wurde ein Versuch nach dem anderen gemacht, die Unabhängigkeit des Transvaals anzutasten, und zwar schlossen sich diese Versuche immer wieder an die Beziehungen zu den umwohnenden Kaffernstämmen an. Die englische Regierung liebte es, überall als Protektorin der Schwarzen gegen die Weißen aufzutreten. Die Buren ihrerseits legten keinen besonderen Wert darauf, ihr Vieh durch räuberische Banditen weggetrieben, Frauen und Kinder gemordet zu sehen, oder auch selbst den Assegais, den Wurfspießen, der Neger zu erliegen. Nacheinander hatten sie mit den Zulukaffern, Dingas, den Basutos, den Matabeles zu kämpfen und jedesmal fanden sie sich einem britischen Kommissar gegenüber, wenn sie ihre Rache nehmen

wollten. Das gab unausgesetzte Weiterungen und Verhandlungen.

Livingstone, Moffat und andere Missionare hielten es für ihre Pflicht, die Partei der Kaffern zu nehmen. Livingstone lieferte den Zulus nachweislich Patronen und Munition. Unter diesen Wirren gelang es Pretorius, am 17. Januar 1852 den sogenannten „Zandrivier-Traktat" mit den Vertretern Ihrer Britischen Majestät Major W. S. Hogge und Herrn C. M. Owen zu erwirken, durch welchen die volle Unabhängigkeit des Transvaal von der britischen Regierung deutlich ausgesprochen ward, und in welchem die britische Regierung ausdrücklich „auf alle Bündnisse, welcher Art und mit welchem farbigen Volke nördlich des Vaalrivier sie auch sein könnten," verzichtete.

Dieser Vertrag ist recht eigentlich die Grundakte für die südafrikanische Kolonie geworden. Von jetzt ab konnte sie sich organisch entwickeln, wenn es auch noch immer zu Uneinigkeiten und Bürgerkriegen kam. Am 15. März 1852 wurde denn auch dieser Vertrag durch eine allgemeine Volksversammlung bestätigt und bei dieser Gelegenheit kam es zu jener dramatischen Versöhnung zwischen Potgieter und Pretorius, von welcher ich schon erzählt habe.

In all diese Vorgänge griff auch schon der junge Krüger tätig ein. Bereits 1841, also mit

sechzehn Jahren, war er zum Vizefeldkornett gewählt, mußte also, kaum der Kindheit entwachsen, bereits in den Kriegszügen ein Kommando führen. Nach zwei Jahren stieg er zum Feldkornett empor.

Er hatte sich schon 1842 die Farm auf Waterkloof ausgewählt und holte sich dahin in demselben Jahre, also mit siebzehn Jahren, die Jungfrau Maria du Plessis aus dem Oranje-Freistaat als Ehefrau. Später kehrte er indes zu den Magaliesbergen zurück und hier erwarb er noch mehrere Bauernhöfe. Dort traf ihn im Januar 1846 das Unglück, daß er seine Frau und das Töchterchen, dem sie das Leben gegeben hatte, im Wochenbett verlor. Er heiratete später deren Kusine, Jungfrau Gesina Susanna Friederike Wilhelmina du Plessis. Aus dieser Ehe erwuchsen ihm neun Söhne und sieben Töchter, von denen noch drei Söhne und fünf Töchter bei seinem Tode am Leben waren. Bei der Gelegenheit sei erwähnt, daß die Buren, ähnlich wie die Neger, eine frühreife Rasse sind. Ich habe oft Knaben von sechs bis sieben Jahren mit der langen üblichen Peitsche bewaffnet ein Gespann von sechzehn Ochsen ganz korrekt handhaben gesehen. Auf den zwölften Sohn setzte der Staat einen Preis, ein Beweis dafür, daß dies keine ungewöhnliche Erscheinung sein konnte. Das entspricht einer Familie von vierundzwanzig

Kindern. Die Buren und ihre Frauen sind im Durchschnitt groß und schwer.

Das ganze Transvaal ist eine Hochebene. Johannesburg liegt etwa 6000 (englische) Fuß hoch. (Etwa 1950 Meter.) Infolgedessen ist das Klima kühl, des Nachts geradezu kalt. Die heißeste Zeit ist um Weihnachten, die kälteste im Juli. Das Land vermag alles hervorzubringen, vom europäischen Obst und Gemüse bis zu Aprikosen und Trauben, Orangen, Datteln. Es ist ein in jeder Beziehung gesegnetes Gebiet. Nur herzschwachen Menschen ist es wegen seiner Höhenlage abzuraten.

1864 wurde Paul Krüger zum Oberkommandanten der Republik gewählt. Von da ab war er also der kommandierende General in Transvaal. 1853 starben die beiden bisherigen Führer der Emigranten, Potgieter und Pretorius. Dem letzteren zu Ehren ist Pretoria zur Hauptstadt des Landes emporgewachsen.

Paul Krüger war ein kühner und unermüdlicher Reiter, dem es keiner seiner Landsleute gleichtat. Wie in einer eisernen Klammer lag das Gewehr in seinem Arm, unfehlbar traf seine Kugel ihr Ziel. Schon als Knabe erlegte er den ersten Löwen, und zahllose gefährliche Jagdabenteuer hat er erlebt. Wenn er ein Schriftsteller gewesen wäre, so hätte er Bände mit seinen Kämpfen gegen

Kaffern, Büffel, Elefanten und Löwen füllen können.

In bezug auf die Eingeborenen hatten die holländischen Buren Anschauungen, die von denen der Engländer prinzipiell sich unterschieden. Nach ihnen trug jeder Neger das Kainszeichen auf der Stirn. Kaum eine unsterbliche Seele wollten sie ihm zusprechen. Er war dazu da, um für die Weißen zu arbeiten, und bis zum Schluß bestand auch ein Gesetz in Transvaal, daß jeder Schwarze durch ein Zeugnis nachweisen mußte, daß er mindestens sechs Monate im Jahr bei einem Weißen gearbeitet habe. Wenn er sich dem entzog und abgefaßt wurde, erhielt er sechs Monate Zwangsarbeit mit Prügelstrafe.

Am 7. Januar 1857 wurde der erste Präsident der unabhängigen Republik, wiederum ein Pretorius, vereidigt, und ihre vierfarbige Fahne, die sogenannte „Vierkleur", wehte an diesem Tage zum erstenmal im Winde. Gleichzeitig wurde ein Grundgesetz angenommen und ein Ausführender Rat bestellt. Damit waren die Grundlagen für eine bessere Zukunft gelegt, wenn auch die ungeordneten und unsicheren Verhältnisse einstweilen verblieben. Krüger behielt auch in diesen trüben Zeiten sein festes Gottvertrauen, die Überzeugung, daß sein Volk das auserwählte Volk Gottes sei, blieb ihm stets gegenwärtig. In den Wirren rings-

um suchte er in heißem Gebet Erleuchtung von oben. So soll er einst drei Tage und drei Nächte einsam auf dem Magaliesberge zugebracht und im Gebet nach Einsicht gerungen haben. Man erzählt sogar, daß er auf diesem Berge wunderbar gespeist worden sei. Sicherlich bietet ein solcher Glaube einen gewaltigen Trost und einen Rückhalt den schwankenden Schicksalen des Lebens gegenüber. Wenn man Krügers spätere Jahre verstehen will, wo sie in das helle Licht der Weltgeschichte treten, so wird man sein festes Gottvertrauen immer im Auge behalten müssen. Es ist das Fundament dieser Persönlichkeit. Vorerst freilich wurde sein Gottvertrauen noch wiederholt recht stark auf die Probe gestellt. In der Tat, wenn man heute nüchtern die Verhältnisse dieser südafrikanischen Kolonie überschaut, so muß es wahrlich als ein Wunder erscheinen, daß sie sich durch all ihre großen Gefahren hat behaupten können. Es war ein schwankendes Gemeinwesen, welches fortwährend mit den kriegerischen Zulus, den listigen Basutos, den mörderischen Matabeles zu kämpfen hatte. Finanziell beruhte es völlig auf der Steuerlast, welche eine relativ arme Bauernbevölkerung tragen konnte. Eine eigentliche Industrie gab es noch gar nicht im Lande, und auch der Außenhandel mit der Fremde begann eben erst sich zu entwickeln. Man muß sich wundern,

woher sie auch nur die Munition und das Material an Waffen bezogen, welche sie im Kampf ums nackte Dasein notwendig hatten.

Krüger, so unwissend er war, war doch schlau genug, diese Verhältnisse genau zu erkennen, und dies hat ihm jedenfalls die Langmut beigebracht, welche er jahrelang gegenüber der britischen Regierung bewiesen hat, und welche ihn immer wieder veranlaßte, seine Burger von einem militärischen Konflikt mit der Weltmacht zurückzuhalten.

Zu allem kamen noch fortdauernde Uneinigkeiten im Innern. Von 1861 bis 1864 kam es direkt zum Bürgerkriege. 1864 wurde Krüger, wie erwähnt, zum Oberkommandanten der Burenstreitkräfte gewählt. Aber er legte seine Stelle alsbald wieder nieder, als der moderne Bürgers, ein abgesetzter liberaler Geistlicher aus der Kapkolonie, aber ein glänzender Redner, nach dem Tode von Pretorius von den Bürgern zum Präsidenten gewählt wurde. Krüger beabsichtigte damals, sich im Oranje-Freistaat dauernd niederzulassen und der südafrikanischen Republik ganz den Rücken zu wenden. Er hat auch einmal daran gedacht, sich einem neuen Treck anzuschließen, um sich in Damara- oder Ovamboland anzusiedeln. Dies war gerade vor der Zeit, als diejenige Episode in seiner Lebensgeschichte eintrat, welche ihm weltgeschichtliche Größe verleihen sollte.

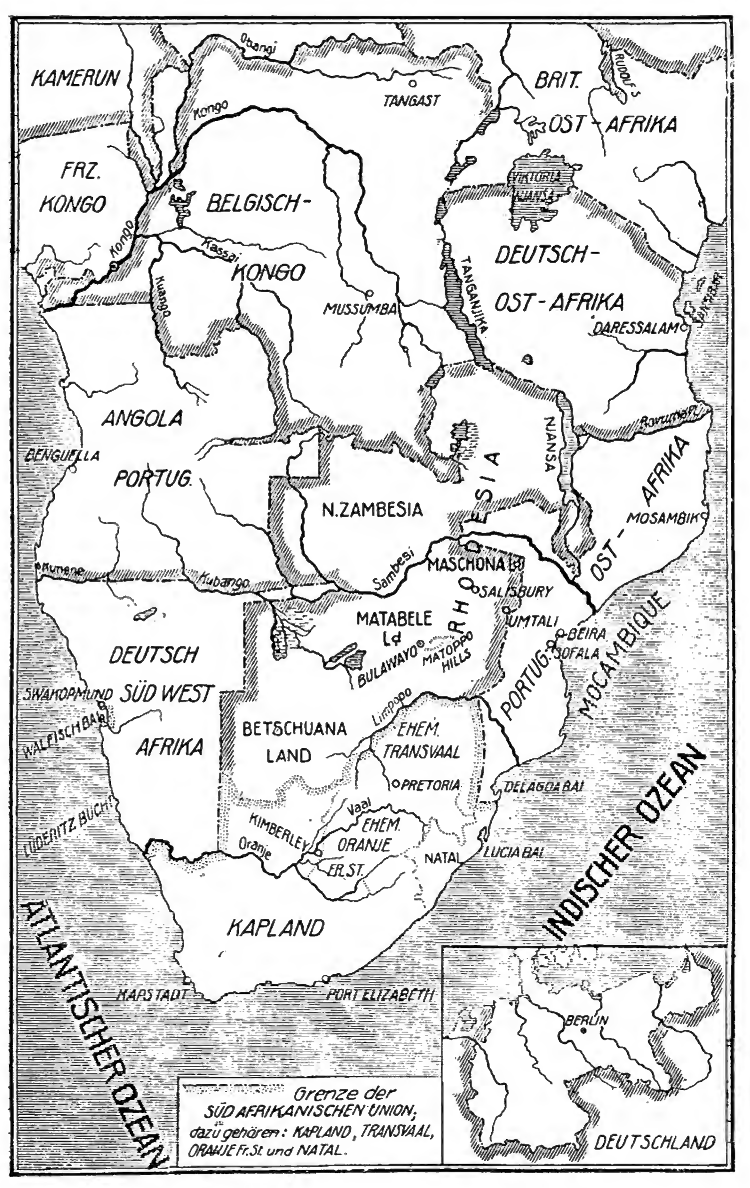
Anfang der siebziger Jahre wurde Gold im Leydenburger Distrikt gefunden, und nun entwickelte sich in England das entschiedene Verlangen, dieses zukunftsreiche Land, dessen Unabhängigkeit man 1852 im Sandfluß-Vertrag ausdrücklich garantiert hatte, nachträglich doch dem Union Jack zu unterwerfen. Die Streitereien mit den Negerstämmen, die steten inneren Uneinigkeiten und Kämpfe schienen den britischen Staatsmännern eine gute Handhabe für die Annexion zu bieten. Vor allem strömte eine Masse von Ausländern zu den Goldminen, welche die englischen Zeitungen in der Heimat mit Klagebriefen über die traurigen Verhältnisse des Landes füllten. Aus eigener Initiative fügten die Zeitungen hinzu, der größere Teil der Buren sei auch mit diesen Verhältnissen unzufrieden, und die Missionare verfehlten nicht, zu der Erregung der Geister in den vereinigten drei Königreichen ihr Teil beizutragen. Erzählungen Livingstones und anderer über das Schicksal der armen, mißhandelten schwarzen Brüder machten den englischen Spießer daheim erschaudern. Wir kennen ja diese Methoden der englischen Presse jetzt in Deutschland ein wenig besser. Genau so wie heute gegen Deutschland wurde damals gegen die Holländer in Südafrika Sturm gelaufen.

Sir Theophilus Shepstone, der britische Gouverneur von Natal, eröffnete den eigentlichen

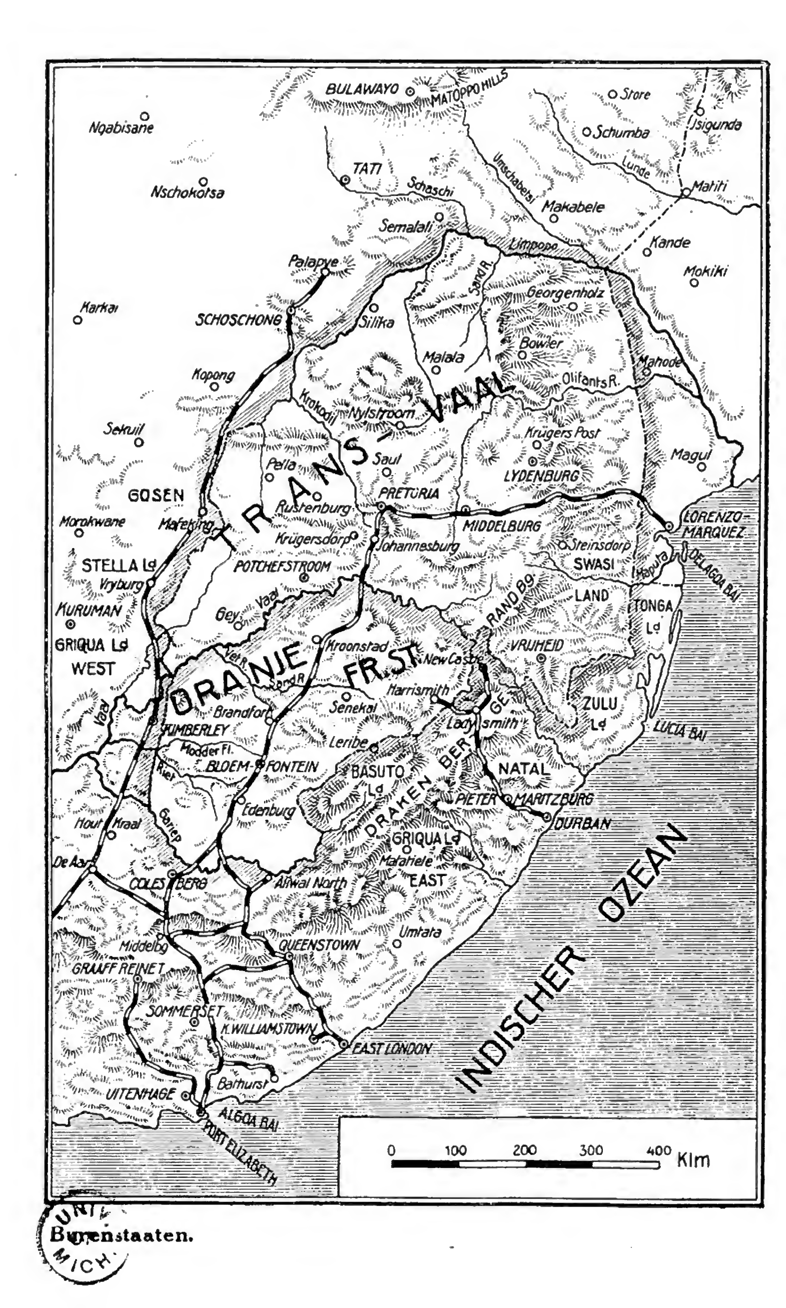
Reigen. Er erschien im April 1877 in Pretoria, um mit dem Ausführenden Rat über „Kaffern- und einige andere Fragen" Rücksprache zu halten. Gleich beim Betreten des Landes wurde ihm klar, welcher Geist dort wehte. Er schickte einen Adjutanten voraus und ließ bei einem Buren namens Terblans anfragen, ob er bei ihm übernachten könne. Der Bur sagte nein. Der Adjutant machte darauf aufmerksam, daß es sich doch um Sir Theophilus Shepstone, den Vertreter der Königin handle, worauf der Bur einfach erwiderte: „Und ich bin Terblans." Shepstone mußte diese Nacht in seinem Wagen verbringen.

Krüger wurde vom Volksraad gewählt, um mit Shepstone zu verhandeln. Er durchschaute sofort, worauf der ganze Plan gemünzt war, und wenn der Engländer zunächst auch nur eine Vereinigung sämtlicher südafrikanischen Kolonien vorschlug, und viele Burgers geneigt waren, ihm hierin, des lieben Friedens willen, entgegenzukommen, so blieb der Mann von Rustenburg doch fest. Er hatte eben die alte Wahrheit gegenwärtig: Reich dem Teufel den kleinen Finger, und er nimmt gleich die ganze Hand.

Aber Shepstone stieß sich nicht daran. Am 12. April 1877 ließ er vor dem Regierungsgebäude eine Proklamation verlesen, welche die Annexion



Südafrika. Sonderkarte der Burenstaaten umstehend.



Burenstaaten.

Transvaals verkündete. Gleichzeitig wehte der Union Jack über dem freien Gebiet der Südafrikanischen Republik. Bürgers, der Präsident, lieferte sofort die Schlüssel des Regierungsgebäudes an Shepstone aus, und sämtliche Beamte erklärten, auch unter der neuen Regierung dienen zu wollen. Nur einer tat dies nicht, das war Paul Krüger. Er erklärte Shepstone, er werde einer solchen Maßregel nie zustimmen, da er durch seinen Eid verpflichtet sei, die Unabhängigkeit der Republik aufrechtzuerhalten. Nur wenn der Volksraad der Annexion zustimme, werde er sich seines Eides entbunden fühlen. Die Einberufung des Volksraads verhinderte damals der Präsident Bürgers, der dagegen vorschlug, sofort einen Protest gegen die Annexion zu erlassen und durch eine Kommission in London bei der königlichen Regierung einzureichen. Zu Mitgliedern dieser Kommission wurden ernannt: J. S. P. Krüger, Vizepräsident und Mitglied der Ausführenden Kommission, und Dr. E. J. P. Jorissen, der Staatsprokureur der Südafrikanischen Republik.

Bürgers legte nach Erlaß dieses Protestes sein Amt als Präsident nieder und zog sich in seine Heimat, die Kapkolonie, zurück. Ebenso löste sich der Ausführende Rat auf. Krüger war jetzt in Wirklichkeit der Diktator in Transvaal. Als letzte Tat hatte er noch den Auftrag bekommen, nicht

nur mit der englischen Regierung zu verhandeln, sondern, wenn dies keinen Erfolg haben sollte — „was die Regierung sehr bedauern würde und vor der Hand noch nicht glauben möchte — sodann die freundschaftliche Hilfe und die Vermittlung anderer Mächte anzurufen, und zwar zunächst derjenigen, welche die Unabhängigkeit unseres Staates anerkannt haben."

Dieser Protest hat heute ein gewisses geschichtliches Interesse, und zwar, wenn man ihn im Licht der gegenwärtigen Vorgänge in Südafrika betrachtet, zum Beispiel des Hochverratsprozesses gegen den alten Burenführer De Wet, der völlig auf seinem Boden steht. Ich gebe ihn deshalb in folgendem wörtlich wieder:

„Nachdem Ihrer Britischen Maj. Regierung im Zandrivier-Vertrag des Jahres 1852 die Unabhängigkeit des Vaalrivierlandes feierlich garantiert hat, und nachdem die Regierung der Südafrikanischen Republik sich nicht bewußt ist, Ihrer Maj. Regierung irgendeinen Grund zu einer feindseligen Handlung gegeben zu haben, oder daß irgendeine Veranlassung zu einer solchen Gewalttat vorliege; nachdem diese Regierung sich stets bereit gezeigt hat und noch bereit ist, alles zu tun, was von ihr mit Recht und Billigkeit verlangt werden kann, und damit alle Ursachen zur Unzufriedenheit, die vorhanden sein mögen, aus dem

Wege zu räumen; im Hinblick darauf, daß sie sich wiederholt vollkommen bereit erklärt hat, mit Ihrer Maj. Regierung Verträge zu schließen oder Verbindlichkeiten zu übernehmen, wie sie etwa für die allgemeine Sicherheit der weißen Bevölkerung Südafrikas erforderlich erachtet werden, und gewillt ist, derartigen Verbindlichkeiten genau nachzukommen; in Hinsicht darauf, daß nach der öffentlichen Erklärung von Ihrer Maj. Kolonialminister Lord Carnarvon bei der britischen Regierung nicht die Absicht besteht, das Volk der Südafrikanischen Republik gegen seinen Willen unter ihre Obrigkeit zu zwingen; nachdem das Volk in seiner großen Mehrheit durch Denkschriften und auf andere Weise seinen Willen deutlich dahin ausgesprochen hat; daß es dazu nicht geneigt ist; und nachdem sich die Regierung überzeugt hält, daß sie nicht imstande ist, der Übermacht Großbritanniens gegenüber ihre Rechte und die Unabhängigkeit des Volkes mit dem Schwerte zu verteidigen und außerdem, bevor nicht erst das letzte Mittel versucht worden ist, auf friedlichem Wege und durch freundschaftliche Vermittlung die Rechte des Volkes sicherzustellen, keinesfalls einen Schritt zu tun beabsichtigt, durch den die weißen Einwohner Südafrikas, zum ganzen Unheile der gesamten christlichen Bevölkerung Südafrikas, angesichts des gemeinsamen Feindes miteinander in

Uneinigkeit oder in feindliche Berührung kommen würden, so protestiert die Regierung gegen diese Handlungsweise des Spezialkommissars Ihrer Maj. aufs entschiedenste und beschließt gleichzeitig, eine Kommission von zwei Abgeordneten unverweilt nach Europa und Amerika zu senden mit der Vollmacht und Weisung, sich nötigenfalls durch eine dritte Person zu ergänzen, um in erster Linie den Versuch zu machen, die Interessen und Wünsche des Volkes Ihrer Maj. bekannt zu machen ..."

Wie mag Krüger zumute gewesen sein, als er im April 1877 mit diesem Protest zunächst nach Kapstadt hinunterfuhr. Fast fünfzig Jahre lang hatte er mit Einsetzung all seiner Kräfte für die Emporrichtung einer freien Burenrepublik gearbeitet und gestritten. Jetzt ließ er die geliebte Heimat unter einem britischen Kommissar, und der Union Jack wehte über dem Lande. Was konnte in seiner Abwesenheit nicht alles geschehen! Auch war eine Reise von etwa tausend deutschen Meilen nichts Kleines für einen ergrauenden Mann. Aus seinen kleinlichen, bäuerlichen Verhältnissen sollte er plötzlich hineintreten in die große Welt, mit den gerissenen Staatsmännern des Britischen Reiches verhandeln, und mit Königen und Staatsministern verkehren. Aber er nahm seine Bibel mit sich, und sein unerschütterliches Gottvertrauen gab ihm den sicheren Halt auch im Verkehr mit den Größten.

Irgend etwas, was nach Verlegenheit aussah, hat er nie gekannt. Als ihn einmal später in Pretoria ein ehemaliger britischer Vizekönig von Indien besuchte, blieb er ganz ungerührt sitzen, als ihm der Lord Soundso vorgestellt ward. „Sagen Sie ihm," fügte der Lord hinzu, „ich sei bisher Vizekönig von Indien gewesen und in besonderem Vertrauen von Ihrer Majestät Regierung." „Sagen Sie ihm," erwiderte Krüger, „ich selbst sei Schafhirte gewesen, und mein Vater habe einen Bauernhof in der Kolonie gehabt." Mit langem Gesichte verabschiedete sich der Vizekönig.

In Kapstadt machte die Burenkommission zum erstenmal die Bekanntschaft von Sir Bartle Frère, mit dem Paul Krüger später noch unterhandeln sollte. Sir Bartle Frère war damals Gouverneur der Kolonie. Im Mai 1877 schifften sie sich nach London ein, und bald sah Paul Krüger diese Riesenstadt mit ihrem Reichtum und ihrer Pracht, den Hafen mit seinen Schiffen, und das ganze Getriebe einer modernen Welt stieg vor ihm auf. Welch ein Kontrast gegen die stille Heimat in der Ferne!

Der Staatssekretär der Kolonien, Lord Carnarvon, empfing ihn sehr freundlich und lud ihn sogar auf seinen Landsitz, damit auch andere dieses Unikum wie aus einer verstorbenen Welt zu sehen bekämen. Aber Krüger lag gar nicht daran, in dieser Weise wie ein Tanzbär zur Schau gestellt

zu werden. Im übrigen erreichte er sachlich in London gar nichts. Lord Carnarvon wollte über die Berechtigung der Annexion überhaupt nicht verhandeln. Er zeigte vielmehr Briefe von Sir Theophilus Shepstone, denen gemäß die Mehrheit der Buren selbst die englische Herrschaft verlange. Ja, er legte ihm sogar ein Schreiben des holländischen Predigers Joost vor, der dieselbe Sache behauptete. Das einzige, was Krüger erreichen konnte, waren Konzessionen untergeordneter Art: Holländisch und Englisch sollten als Sprachen gleichberechtigt anerkannt werden. Das Parlament bewilligte £ 100 000, damit die Buren ihre Staatsschulden bezahlen könnten. Krüger selbst wurde eine sehr hohe Stellung in der neuen Verwaltung zugesagt. So mußte Krüger mit seinen Begleitern unverrichteter Sache zurückreisen. Ein kurzes Glück war ihm beschieden, als er wieder auf seiner stillen Farm eintraf und die Seinigen begrüßen konnte. Gern wäre er hier in Ruhe geblieben, aber das Schicksal rief ihn von neuem in den Kampf.

Als er jetzt den Bericht über seine Reise nach England erstattet hatte, schäumte die Wut des Volkes hoch auf. „Lieber will ich mein Blut für mein Land vergießen, ehe ich mich England unterwerfe!" rief ein alter Bur aus. Leicht wäre es Krüger gewesen, die Buren zum Kriege gegen Großbritan-

nien und Irland zu führen, aber es fehlte an Munition und Waffen, und Paul Krüger versuchte zunächst noch einmal den Friedensweg. Eine Kommission wurde eingesetzt, welche die wahre Stimmung des Landes in bezug auf die Annexion feststellen sollte. Es stellte sich heraus, daß von den 8000 Burgers etwa 7000 gegen die Annexion waren und nur einige 400 dafür stimmten. Mit diesem Ergebnis wurden der spätere General Joubert und Krüger 1878 von neuem nach Kapstadt und London geschickt. Bei Sir Bartle Frère in Kapstadt fanden sie gar kein Entgegenkommen. „Sie werden“, sagte der Gouverneur, „unter englischer Flagge alles haben, was Sie wünschen können. Aber diese Flagge bleibt über dem Lande wehen.“ „Über dem Lande vielleicht, aber über dem Volke nie,“ erwiderte Joubert.

In London war an Stelle des Lord Carnarvon Sir Hicks Beach Kolonialminister geworden. Aber in bezug auf die Annexion des Transvaal dachte er genau wie sein Vorgänger. Es half nichts, daß Krüger und Joubert ihre Sache in einer sehr klaren und überzeugenden Denkschrift auseinandersetzten. Wo der Wille spricht, haben Vernunftgründe nichts mehr zu suchen. Die Annexion des Transvaal war und blieb beschlossene Sache. Nach monatelangen, vergeblichen Bemühungen kehrten sie nach Südafrika zurück. Nun war die Erregung in der

Heimat auf dem Kriegspunkt. Aber noch immer versuchte Krüger, ohne Blutvergießen zum Ziel zu kommen, obwohl Sir Hicks Beach ihm in London gesagt hatte: „Haben Sie schon jemals erlebt, daß der britische Löwe seine Pranken aus einem Beutestück zurückgezogen hätte, in welches er sie einmal eingeschlagen hat?" „Jawohl," hatte Krüger geantwortet, „aus dem Oranje-Freistaat." Die britische Regierung hatte nämlich dem Freistaat, der früher unter seiner Oberhoheit gewesen war, 1854 seine staatliche Unabhängigkeit zurückgegeben.

Nach Rückkehr der beiden Abgesandten kamen am 10. Januar 1879 auf 240 Wagen und zu Pferde 3000 Buren nach Wandersfontein und hörten, was Krüger zu melden hatte. Als er fertig war, rief ein Alter: „Wer von euch will die Unterwerfung unter die Oberhoheit Ihrer Majestät?" „Lieber den Tod!" erscholl es aus allen Kehlen.

Sir Bartle Frère wollte nun selbst versuchen, ob er die Buren nicht gefügiger machen könnte. Am 18. März 1879 erwarteten ihn an 4000 Männer in Kleinfontein. Aber Woche auf Woche verging, und der Gouverneur kam nicht. Diese große Versammlung war nicht nach seinem Geschmack, und er hoffte wohl, daß sie sich verlaufen werde. Aber die Buren drillten inzwischen ihre Jugend zum Kriege ein. Namentlich stärkten auch die anwesenden Frauen ihre Männer, so daß die Eng-

länder sagten, die Burenfrauen seien die größten Rebellen.

Endlich erschien Frère. Er war als Beamter in Indien gewesen, unter einem sanften, gefügigen Volke, das demütig vor dem weißen Manne, insbesondere vor dem Engländer, sich bückt. Was mag er gefühlt haben, als er die Massen dieser männlichen Gestalten sah, die nicht einmal den Hut abnahmen, sondern trotzig und steifnackig ihn an sich vorüberziehen ließen.

Es wurde beschlossen, daß der Gouverneur mit einigen dazu ausgewählten Männern verhandeln sollte. Ein tiefer Groll verdunkelte Krügers Gesicht, als Sir Bartle Frère von „Rebellen" sprach und meinte, Krüger würde verantwortlich sein für das, was das Volk täte. „Mein Gewissen sagt mir," erwiderte dieser, „daß ich für meine Taten verantwortlich bin, ich schiebe die Verantwortung nicht ab auf die Schultern des Volkes. Ich habe bis jetzt versucht, es zurückzuhalten, aber wenn ich ihm jetzt sage, wie die Sachen stehen, dann muß es selbst über sein Los beschließen."

Gegenüber dieser trotzigen Haltung des Burenführers zuckte Sir Bartle Frère doch zurück, denn er hatte keine Truppenmacht zur Verfügung, und außerdem war die britische Regierung damals gerade in ihren Zulukrieg verwickelt. Er schlug demnach vor, daß die Buren ihre Klagen in einer

Bittschrift Ihrer Majestät der Königin direkt vortrügen. Diese Denkschrift ging auch ab, aber sie ist niemals beantwortet worden.

Nun ließ Krüger die Meute los. Er selbst, Pretorius und Joubert bildeten eine Regentschaft für den Krieg. Am 10. Dezember 1879 versammelten sich an 6000 Buren in Wandersfontein. „Freunde und Brüder," rief Nikolaus Smit, der schon häufig die Zulus besiegt hatte, die alte vierfarbige Flagge in der Hand, „Freunde und Brüder! Diese Flagge ist die Flagge unserer Väter, ihnen teuer, uns doppelt teuer. Laßt uns zeigen, daß wir unser Blut für sie hingeben." „Wählt, ob ihr euch unterwerfen wollt?" fragte Joubert. „Uns unterwerfen? Nie, nie, nie!" schallte es ihm entgegen. Gerrit Scheepers, ein bekannter Bur, hob die Vierkleur hoch und rief: „Wenn Ihre Majestät diese Flagge als Kriegsflagge betrachtet, bin ich bereit, dafür zu siegen oder zu sterben. Wenn ihr, meine Freunde, mit mir einig seid, so schwenkt eure Hüte." Da flogen 6000 Hüte in die Luft, und alles rief: „Ja, ja, ja!" Noch einmal warnte Krüger seine Landsleute vor übereiltem Handeln, aber trotzdem wurde der Beschluß der Unabhängigkeit angenommen. Noch einmal gingen Krüger und Joubert nach Kapstadt und die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens erhöhte sich, als in England das Ministerium Gladstone ans Ruder kam. Aber

nichts änderte sich in der Auffassung der leitenden Kreise. Damals war es, als Sir Garnet Wolseley, der im Zulukriege kommandierte, das berühmte Wort aussprach: „Solange die Sonne scheint, wird Transvaal britisches Gebiet bleiben. Der Vaalfluß wird eher zurückströmen nach seinen Quellen, als daß Transvaal wieder unabhängig wird."

Die Regentschaft erließ eine Proklamation, in der es heißt: „Wir erklären vor Gott, dem Kenner der Herzen, und vor der Welt: Jeder, der von uns als ‚Rebellen' spricht, ist ein Verleumder. Das Volk von Transvaal ist Ihrer Majestät nie untertänig gewesen, und will es auch nicht sein." Der Krieg war nun in kurzer Zeit erledigt. Cronje besetzte Potschefstrom und nahm die Schlüssel des Regierungsgebäudes an sich. Ein anderer Bur griff eine heranziehende englische Kolonne an, und in 15 Minuten lagen 200 englische Leichen auf der Steppe. Die sämtlichen im Lande zerstreuten englischen Garnisonen wurden eingeschlossen. Aber die Hauptgefahr nahte vom Osten, von wo eine größere britische Truppe unter General Colley auf das Transvaal heranmarschierte. Gegen ihn zog Joubert persönlich über die Drakenberge. Unter strömendem Regen, bei aufgeweichten Wegen. Dennoch wurde Colley geschlagen, aber es gelang ihm, den Majuba-Hügel, der das Lager der Buren beherrschte, in der Nacht des

27. Februar 1881 zu besetzen. Als Joubert die Engländer am nächsten Morgen über sich sah, rief er seinen Leuten zu: „Ihr müßt sie wieder herunterholen." Und richtig gelang es der kleinen Schar, sich hinter Steinen und Felsblöcken hinaufzuschleichen und die britische Armee Hals über Kopf den Abhang hinab zu werfen. Colley selbst wurde durch den Kopf geschossen, und den ganzen Abhang hinunter lagen tote Schotten, Iren und Engländer. Das ist die berühmte Schlacht von Majuba Hill, welche nur möglich wurde durch die unendliche Nachlässigkeit, deren sich die Engländer damals im Wachtdienst schuldig zu machen pflegten. Damit war der Krieg zu Ende. Auch die britische Regierung hatte genug. 1881 erhielt Transvaal seine Unabhängigkeit wieder und 1882 wurde Paul Krüger zum erstenmal zum Präsidenten gewählt, was er bis zum Ende des unabhängigen Transvaalstaats geblieben ist.

Die Gesichtspunkte, nach denen er dieses Amt zu führen gedachte, legte er in einem programmartigen Schreiben dar, welches er vor der Präsidentenwahl verfaßte: „Auf politischem Gebiet bekenne ich mich zu den ewigen Grundsätzen des Wortes Gottes. Es ist heilige Pflicht der Bevölkerung, dabei zu verharren, Gottes Namen zu ehren, nach seinem Wort sich zu richten. Sie muß unsere Kirchen und Schulen in Schutz nehmen, damit das

Evangelium freien Lauf habe, unsere Kinder christliche Erziehung genießen, eingedenk des Worts: Mein Volk ist ausgerottet, weil es ohne Erkenntnis ist. Werden unsere Kinder nach Gottes Befehl in der Wahrheit erzogen, dann ist der Herr nach seiner Verheißung in unsrer Mitte, und wenn Gott für uns ist, wer mag dann wider uns sein? — Die erste Hilfsquelle ist und bleibt der Landbau; und dieser muß an erster Stelle geschützt und gefördert werden. Der Bur ist bei uns der wahre Edelmann, der Grundbesitzer ist die festeste Säule der nationalen Wohlfahrt, und ich werde alles tun, um die Entwicklung des Ackerbaues zu fördern. Wir müssen aber danach trachten, die Produkte, welche wir aus dem Auslande bekommen, selbst herzustellen, weshalb auch Fabriken errichtet werden müssen. Was die schwere Frage über die Eingeborenen betrifft, so erkläre ich den für den größten Wohltäter Südafrikas, der eine Lösung dieser Frage gibt. Ein solcher Mann wird wohl erst noch geboren werden müssen. Aber ich hege die Hoffnung, daß es einst durch Gottes Segen so weit kommen wird, daß Ordnung, Arbeitsamkeit und Gottesfurcht auch den Kaffer zu einem zufriedenen Untertan der Südafrikanischen Republik machen werden."

Man sieht, es ist immer der alte begrenzte Gedanke. Als Vorbild schwebt Paul Krüger der alte

jüdische Staat vor, welcher doch nichts weniger als nachahmenswert für ein modernes, aufstrebendes Gemeinwesen sein konnte. Daneben wird der agrarische Interessenstandpunkt der Südafrikanischen Republik betont, doch, indem Krüger auch selbst auf die Schaffung einer Industrie hinweist, gewährt er auch Raum für die Entwicklung der Minen am Rand und die Interessen der neu hinzuwandernden Elemente.

Bei seiner Vereidigung zum Präsidenten erklärte er, „der Fluch Gottes möge mich verderben, wenn durch mich je die Unabhängigkeit des Staates in Gefahr gebracht wird.“ Er hat seinen Schwur gehalten.

1883 reiste Krüger zum drittenmal nach Europa, in Begleitung von Smit und Dutoit, welcher damals Unterrichtsminister im Transvaal war. Es galt, dem vorläufig 1881 mit Großbritannien geschlossenen Vertrag eine endgültige Fassung zu geben. Zum Beispiel hatten die englischen Diplomaten das Wort „Südafrikanische Republik“ überall durch „Transvaalstaat“ ersetzt. Die Buren bildeten sich damals ein, britische Staatsmänner durch den Wortlaut eines Vertrages binden zu können, während man in London Verträge einfach in den Papierkorb wirft, wenn sie den augenblicklichen Interessen Englands und den momentanen Machtverhältnissen nicht mehr entsprechen. Infolge

dieses allgemeinen Standpunktes kam der englische Staatsminister Lord Derby der Deputation auch sehr freundlich entgegen. Man hatte dort jetzt gegen die von den Buren gewünschte Fassung nichts mehr einzuwenden, es kam ja gar nicht auf den Wortlaut des Vertrages an! So verschwand der Ausdruck „Suzeränität der Königin". Der britischen Regierung blieb ausschließlich ein Einspruchsrecht bei Verträgen Transvaals mit ausländischen Mächten. Die Sache behielt man, den Namen ließ man fallen. Ebenso wurde der Ausdruck „Transvaalstaat" wieder durch „Südafrikanische Republik" ersetzt.

Im Anschluß an diese dritte Reise habe auch ich Paul Krüger zum erstenmal persönlich kennengelernt. Er war ein plumper, blöde aussehender Mann. Ich hatte im Frühling 1884 in Berlin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation gegründet, welche die Burendeputation in dem Hotel Vier Jahreszeiten durch ein Festmahl begrüßte und Krüger und seine Begleiter auch zu ihren Ehrenmitgliedern ernannte. Damals hoffte ich noch, die deutsche Hand auf das heutige Rhodesien zu legen. Das war fünf Jahre bevor Cecil Rhodes die britische Flagge in Matabele- und Maschonaland hochziehen ließ. Im Sommer 1884 aber ließ mir Fürst Bismarck erklären, er betrachte das Gebiet südlich des Sambesi als britische Interessensphäre,

wodurch ich mich leider zum Aufgeben meines damaligen Planes bestimmen ließ.

Krüger lernte bei seinem Besuch in Berlin auch Kaiser Wilhelm I. und den Fürsten Bismarck kennen. Er wollte nämlich die Garantie Deutschlands für eine holländische Anleihe von £ 3000000 gewinnen, welche er vornehmlich für die Delagoa-Bahn benutzen wollte. Dafür war er bereit, das deutsche Protektorat über Transvaal anzunehmen. Ich gedachte dann, meine Pläne im Anschluß an den Burenstaat durchzuführen, und dazu war mir die persönliche Anknüpfung mit Paul Krüger willkommen. Aber dem alten Fürsten lagen solche weitausschauenden Pläne nicht. Das Land südlich vom Sambesi war für ihn tabu.

Immerhin war dies eine klare und bestimmte Politik, welche dem Deutschen Reich erspart haben würde, sich zwischen Briten und Buren, gewissermaßen zwischen zwei Stühle zu setzen. Heute haben wir beide zu Feinden. Die Buren haben inzwischen unsere Kolonialpolitik kennengelernt, sowohl in Südwest- wie in Deutsch-Ostafrika, und heute erklären sie, daß sie selbst ihre alte Unabhängigkeit nicht mehr von Deutschlands Gnaden annehmen wollen; wenn sie einmal von Europa abhängig sein müßten, so nur von England, welches ihnen wenigstens eine liberale Selbstregierung garantiere. Das sagte mir bereits 1901 ein alter Bur vom

Meruberg in Sansibar, der mich für einen Engländer hielt. Das haben mir auch Buren 1899 in Johannesburg gesagt, die von Südwestafrika kamen. Das hat schließlich auch Botha im Herbst 1914 gesagt, als er seinen Zug gegen Deutsch-Südwestafrika rechtfertigte. Die deutsche Kolonialverwaltung pflegte im allgemeinen nicht bei näherer Bekanntschaft zu gewinnen.

Bei Gelegenheit seines Besuches in Berlin wurde Krüger auch einmal eingeladen, beim alten, ehrwürdigen Kaiser in Potsdam zu speisen. Er saß dort neben Bismarck. Als er allzu laut über England klagte, so daß der anwesende britische Botschafter ihn hören konnte, warnte ihn der Fürst, indem er ihm in märkischem Platt sagte: „Paß up, Jngland kann jüch hören!" Der Bur verstand ihn.

Jnzwischen blühte Transvaal empor. Johannesburg mit den Randminen entwickelte sich großartig. Wege wurden überall gebaut, und bald brauste auch die Bahn nach der Delagoa-Bucht. Jetzt bezog der ehemalige Schafhirt ein Jahresgehalt von £ 8000 (160 000 M.) und er stand in dem grellen Licht öffentlichen Ruhmes.

Das Emporblühen von Johannesburg war geradezu fabelhaft und übertraf noch weit das so oft gerühmte amerikanischer Städte. Jch lernte Johannesburg zum erstenmal 1892 kennen. Da-

mals überwog noch durchaus das Wellblechhaus, und das leitende Hotel der Stadt war das altfränkische Heath's Hotel. 1899, als ich zum zweitenmal dort war, waren die Wolkenkratzer dort eingedrungen, mit oft fünf Personenaufzügen, die hinauf und hinab flogen. 1901, 1905, 1906 und 1911 waren immer neue Etappen in der großartigen Entwickelung dieser Großstadt. Elektrische Bahnen und alle modernen Verkehrsvorrichtungen durcheilen die Stadt von einem Ende zum anderen. Gleichzeitig nimmt die Minenstadt fortdauernd zu, vor allem aber hebt sich die Landwirtschaft. Die Hügel, welche damals verödet dastanden, sind jetzt gedrängt voll Rind- und Kleinvieh. Die Maiskultur bedeckt weite Striche, und Südafrika kann sich heute selbst ernähren, was es 1900 noch nicht vermocht hätte. Alle Arten europäischer Früchte und Gemüse sind eingeführt und gedeihen vorzüglich. So Kohl, Rüben, Weizen, Erdbeeren, Kirschen, Äpfel und Trauben. Kurzum, es ist ein gesegnetes Land, überschüttet mit allen Reichtümern der Natur. „Wer hätte", so sagte Krüger in einer Rede schon 1889, „vor fünf Jahren an so etwas gedacht! Laßt uns deshalb Gott für seine Wohltaten danken, daß die Schätze uns nicht zum Fluche werden."

1889 machte Cecil Rhodes die weitere Ausdehnung des Burenstaates gegen Norden durch seine

Besitzergreifung von Matabeleland unmöglich, und 1890 beging Krüger den großen Fehler, einen Burentreck nach Norden, der den englischen Ring sprengen sollte, zu verbieten. Dies geschah freilich, um einen Krieg mit England zu verhindern, aber machte den Präsidenten bei seinen Landsleuten zeitweilig sehr unpopulär, so daß es fraglich war, ob er wiedergewählt werden würde.

In jener Zeit hielt Krüger, wie mir bei meinem ersten Besuch in Johannesburg erzählt wurde, auch eine Rede bei Gelegenheit der Einweihung der dortigen Synagoge, welche viel böses Blut unter den Juden machte. Die Juden hatten Paul Krüger gebeten, als Präsident ihre Synagoge dort zu eröffnen. Zum Schluß seiner predigtartigen Rede verwarnte er seine Zuhörer, doch ihre Irrlehren aufzugeben und sich dem Gottessohn zuzuwenden. „Und somit eröffene ich diese Synagoge im Namen unseres lieben Herrn Jesu Christi.“ Die Juden haben ihn, meines Wissens, nicht wieder eingeladen, eine Synagoge für sie zu eröffnen.

Paul Krüger ist immer wieder zum Präsidenten der Republik gewählt worden. Wie der Kern des Volkes an ihm hing, wie das Burenvolk in ihm seine eigene Verkörperung erkannte, zeigte seine Wiederwahl noch im Jahre 1898. Damals erhielt Schalk Burger zirka 4000, Joubert 2000, Krüger aber 13000 Stimmen.

Um diese Zeit spitzte sich eine Frage zu, welche auch ein großer Staatsmann nicht hätte lösen können. 1886 war der Rand von Johannesburg entdeckt worden, nachdem, wie wir gesehen haben, schon früher Gold in anderen Teilen des Transvaal gefunden worden war. Dies änderte mit einem Schlag die Haltung des Britischen Reiches gegen die Südafrikanische Kolonie. Jetzt wollte man das Land der Republik besitzen, außerdem zog sein Goldreichtum natürlich eine Menge von Einwanderern an, außer Engländern vornehmlich auch Deutsche und Franzosen, Italiener und Hindus. Die Industrie von Johannesburg überwog immer mehr und mehr, auch für den Staatshaushalt. Und für die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war es schlechterdings nicht mehr angängig, daß das Staatsoberhaupt bei seiner Dreiteilung den Bewohnern der Republik gegenüber stehenblieb: das alte heilige Volk, die Hinzugewanderten und Uitlanders, die Mörder und Diebe. Von der alten agrarischen Klasse pendelte der Schwerpunkt mehr und mehr zu den industriellen Kreisen Johannesburgs hinüber. Auch war es den modernen Elementen dieser Stadt gegenüber ganz unberechtigt, wenn die Buren sich als eine Art „Volk Israels", ein heiliges Volk fühlten. Schon aus Selbstachtung konnten die Uitlanders sich mit solcher Unterscheidung nicht zufrieden geben.

Verfassungsmäßig hat Kruger zwar versucht, den Gegensatz zu lösen. Er schlug vor, anstatt eines Volksrates zwei zu schaffen. Im zweiten konnten auch Uitlanders sitzen und mitbestimmen, wenn sie das Bürgerrecht der Republik erworben hatten. Dieses Bürgerrecht sollten sie nach zweijähriger Anwesenheit im Lande erwerben dürfen. 1890 wurde der Antrag Krügers auch im Volksrat angenommen, aber der britischen Regierung hat er nicht genügt.

Auf dieses Bürger- und Stimmrecht kam es ja den Engländern eingestandenermaßen gar nicht an. Sie wollten das reiche Land selbst kontrollieren und die Buren ihrerseits zu der Rolle, welche die Fahrkutscher in einem modernen europäischen Staat besitzen, herabdrücken. Die Mißstände in der Uitlander-Frage waren zwar den leitenden Persönlichkeiten willkommen, weil sie ihnen eine Handhabe boten, die Burenregierung in Südafrika zu schikanieren, und gleichzeitig die Klagen der englischen Uitlanders das britische Volk aufstachelten. Damals schallten alle Zeitungen in den vereinigten drei Königreichen wider von den Klagen über die Mißstände im Transvaal. Die Drahtzieher bei diesem Drama, welches sich alsbald in gewaltsamen Schlägen entladen sollte, waren Joseph Chamberlain in London und Cecil Rhodes in Kapstadt, den man den Napoleon Südafrikas

genannt hat. Zunächst veranlaßte man von dieser Seite die Gründung einer sogenannten „Union" von Uitlanders in Johannesburg. An die Spitze dieser Union stellte Cecil Rhodes alsbald seinen Bruder, den Obersten Rhodes. Dies geschah, um die Bewegung daselbst immer in Fluß zu halten, aber man kannte die Buren von früheren Erfahrungen zu gut, um zu wissen, daß man ohne Kampf zu seinem wirklichen Ziel nicht gelangen könne. Mehrere tausend Gewehre wurden eingeschmuggelt als Waffen für die Rebellen. Gleichzeitig wurden einige Kompagnien der Polizeitruppe von Rhodesien unter Dr. Jameson an der Grenze bei Mafeking zusammengezogen, im ganzen 800 Mann mit 11 Geschützen. Schon vorher hatte Rhodes Proviantlager für diese Truppe von der Grenze bis nach Johannesburg anlegen lassen. Der Plan, den Cecil Rhodes verfolgte, war der: die Rebellen in Johannesburg sollten zunächst losschlagen und dann von der Jameson-Truppe unterstützt werden. Aber man hatte die Buren doch unterschätzt. Krüger und seine Umgebung kannten alles, was vorging, und trafen in der Stille ihre Gegenmaßregeln. „Ich warte, bis die Schildkröte den Kopf heraussteckt," sagte der Präsident, als man ihn auf die drohende Gefahr aufmerksam machte.

Ich habe persönlich allen Grund, anzunehmen, daß Mr. Chamberlain, also die britische Zentral-

regierung, völlig mit im Komplott war. Miß Shaw, welche ich persönlich 1892 in Kapstadt im Hause des Reichskommissars Loch kennengelernt hatte, vermittelte den Depeschenverkehr zwischen Chamberlain und Cecil Rhodes. Unter diesen Depeschen war eine von Cecil Rhodes: „Teilen Sie Chamberlain mit, daß ich gut durchkommen werde, wenn er mich unterstützt, aber er muß keine Kabel senden, wie er sie an den Reichskommissar in Südafrika gesandt hat. Heute ist die Krisis, ich werde gewinnen und Südafrika wird England gehören." Ich könnte noch weitere Depeschen des gleichen Stiles hier veröffentlichen, aber die gegebene Probe genügt, um zu zeigen, wie Rhodes und Chamberlain damals miteinander standen. Natürlich hat die parlamentarische Untersuchung, welche Licht in diese Dinge bringen sollte und bei welcher ich selbst in London zugegen war, alles getan, was sie vermochte, um dieses Verhältnis zu verdunkeln. Rhodes wurde gründlich reingewaschen, Chamberlain blieb gänzlich außerhalb des Rahmens der Untersuchung. Bis zum letzten Augenblick hielt die britische Regierung an der Fiktion fest, daß es sich nur um das Stimmrecht der armen mißhandelten Uitlanders handele, während doch schon von 1895 ein Brief Lionel Philips', eines der Intimen Cecil Rhodes' und ebenfalls Vorstandsmitgliedes der Union, an seinen Teilhaber in

London, Alfred Beit, vorliegt, in dem er sagt: „We do not care a fig for the franchise" („Wir geben keinen blauen Deut für das Stimmrecht").

Am 30. Dezember 1895 zog plötzlich Dr. Jameson über die Grenze nach Transvaal hinein, ohne daß vorher der Aufstand in Johannesburg losgebrochen wäre. Diesen Einfall erfuhr General Joubert, der damals Oberkommandant der Burentruppen war, noch am selben Tage. Sofort schickte er Telegramme an sämtliche Kommandanten der verschiedenen Distrikte, mit dem Befehl, die Burgers zusammenzurufen und sich Jameson entgegenzuwerfen. Cecil Rhodes soll, als er von dem Einmarsch erfuhr, ausgerufen haben: „Dr. Jim has upset my little applecart" („Dr. Jim hat meinen kleinen Apfelwagen umgeschmissen"). Tatsächlich war die ganze Sache schon am 1. Januar bei Krügersdorp erledigt. Die Buren töteten oder verwundeten 150 Engländer, den Rest nahm man gefangen und brachte ihn in die Gefängnisse nach Johannesburg. Nun zeigte Krüger eine unentschuldbare Schwäche. Nach dem Gesetz waren die sämtlichen Engländer keine Kriegsgefangenen, sondern einfache Raubmörder, und wenigstens die Offiziere hätten verdient, ohne weiteres erschossen zu werden. Ebenso hatte die Union in Johannesburg ihr Leben verwirkt, da sie zum mindesten Hochverrat betrieben hatte.

Aber Krüger wußte sehr wohl, daß dieses strenge Durchgreifen sofort zu einem Kriege mit Großbritannien führen werde, den er damals noch zu vermeiden hoffte. Wie wenig kannte er damals doch noch die Briten! Als ob jemals schwächliche Nachgiebigkeit bei ihren Entscheidungen irgendwelchen Eindruck auf sie gemacht hätte. Vielleicht gerade umgekehrt würde seine Strenge solche Wirkung gehabt haben. Vier der Engländer wurden auf Hochverrat, 59 wegen Majestätsbeleidigung verklagt. Auf Hochverrat stand Todesstrafe, die 59 anderen erhielten zwei Jahre Gefängnis, £ 2000 Geldstrafe und drei Jahre Verbannung aus der Republik. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Britannien, daß Buren es wagten, Briten zum Tode zu verurteilen, aber Krüger begnadigte sie und schickte Dr. Jameson und seine Offiziere nach London, damit die britische Regierung sie selbst bestrafe. Damals depeschierte Chamberlain an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik: „Ich habe von Ihrer Majestät der Königin den Befehl erhalten, Ihnen mitzuteilen, daß Ihre Majestät mit Befriedigung vernommen hat, daß Sie beschlossen haben, die Gefangenen der Regierung der Königin zu übergeben. Diese Tat soll Ihnen hoch angerechnet werden und wird zum Frieden Südafrikas beitragen." Wie hoch sie ihm angerechnet worden ist, darüber hatte er nach einigen

Jahren Gelegenheit, als Verbannter in der Schweiz nachzudenken. Jedenfalls wurde Dr. Jameson mit seinen Gefährten in London als Nationalheld gefeiert. Überall flogen die Hüte in die Höhe und Hurras wurden ausgebracht, wo er erschien. Hierzu lag nun nicht der allergeringste Grund vor, denn wenn man eine solche ungesetzliche Tat für sein Vaterland unternimmt, so muß man meiner Ansicht nach siegen oder fallen. Wenn man indes unverrichteter Sache zurückkehrt, so hat man sich höchstens zu schämen. Die Engländer hatten bei Krügersdorp keine eben glänzende Rolle gespielt, sondern, sobald es ernst wurde, verließ sie der Mut und das kalte Blut. Sterben mochten sie nicht, das Ganze sollte als heitere Whiskyfahrt enden. Wie dem sein mag, „Dr. Jim“ ist seitdem eine der populärsten Erscheinungen im britischen öffentlichen Leben geblieben. Er und einige seiner Begleiter wurden zwar mit einer kleinen formellen Gefängnisstrafe belegt, welche indes schon am ersten Tage in Festungshaft umgewandelt und nach einigen Monaten ganz erlassen ward. Dann wurden ihm fünfzehn Sitze im Parlament angeboten. Nach einigen Jahren war er Premierminister im Kapland. Heute ist er, soviel ich weiß, Direktor der im Besitz von ganz Rhodesien befindlichen Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft, der sogenannten Chartered Company.

1898 wurde Krüger von neuem zum Präsidenten der Südafrikanischen Republik wiedergewählt.

Die britische Regierung dachte gar nicht daran, ihr Spiel gegen Transvaal durch das Fiasko Dr. Jameson's für erledigt zu halten, und zwar wurde sie in ihrem Entschluß, unter allen Umständen die Burenrepubliken unter ihre Oberhoheit zu bringen, noch bestärkt durch das bekannte Kaisertelegramm an den Präsidenten Krüger. In diesem Telegramm beglückwünschte Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. den Präsidenten zur Niederschlagung des räuberischen Anfalles von Dr. Jameson. Er freue sich, daß es nicht nötig geworden sei, daß eine befreundete Macht den Buren habe zu Hilfe eilen müssen.

Dieses Telegramm wurde in Europa wie in Südafrika als die Ankündigung einer Frontschwenkung der deutschen Politik aufgefaßt. Briten wie Buren schlossen daraus, daß das Deutsche Reich mit dem Britischen in Wettbewerb um die Vorherrschaft im Süden von Afrika treten wolle. Damals war Dr. Leyds Vertreter der Burenrepublik in Berlin, und sicherlich ist der Krieg von 1899 bis 1902, ohne daß es beabsichtigt war, durch dieses Telegramm entzündet worden. Die Briten machten daraufhin sofort ein Flottengeschwader mobil und die Buren ließen es auf den Krieg ankommen, weil sie annahmen, daß Deutsch-

land sie letzten Endes doch nicht im Stich lassen würde. Dies ist nicht aktenmäßig nachzuweisen, aber ich habe damals mit Dr. Leyds gesprochen und nahm selbst diese Voraussetzung an. Ja, ich glaube sogar, daß der Weltkrieg von 1914 mit auf dieses Telegramm zurückzuführen ist.

Seit jener Zeit ist das Mißtrauen und der Haß gegen unseren Kaiser aus den Herzen der Briten nicht wieder verschwunden. Man erkannte plötzlich, und mehr und mehr, in unserem Reich den eigentlichen Mitbewerber um die Weltstellung. Und daß wir heute mit beiden Parteien zu kämpfen haben, daß das Britische Reich hinter der ganzen feindlichen Koalition steht, daß Botha mit einem Burenkommando Deutsch-Südwest genommen hat, kommt letzten Endes daher, daß England in dem Kaisertelegramm eine Bedrohung seiner südafrikanischen Interessensphäre erkannte, während die Buren der Meinung sind, daß das in jenem Telegramm scheinbar gegebene Versprechen des Eintretens für die Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik hernach nicht eingelöst worden sei. Es wurde sogar im Unionsparlament zur Motivierung des Vorgehens gegen Südwestafrika von Botha ausgesprochen, ihr hochverehrter Präsident Krüger habe sich in Deutschland noch der Beschimpfung aussetzen müssen, daß der Deutsche Kaiser ihn gar nicht empfangen wollte, nachdem der Präsident der

Französischen Republik ihn mit offenen Armen aufgenommen hätte. Jetzt verzichteten die Buren auf eine Unabhängigkeit von Deutschlands Gnaden. Da wäre ihnen die Abhängigkeit vom Britischen Reich, die ihnen wenigstens Selbstverwaltung gewährleiste, schon lieber.

Chamberlain schaffte, bevor er seinen kriegerischen Plan gegen Transvaal ausführte, zunächst den etwaigen Widerspruch des Deutschen Reiches aus der Welt. 1898 schloß er das sogenannte anglo-german agreement (deutsch-englische Abkommen) ab, in welchem die beiden Großmächte sich in die portugiesischen afrikanischen Kolonien teilten. England übernahm es, den portugiesischen Schuldner durch eine Forderung gegen die Delagoabucht-Eisenbahn zu zwingen, seine afrikanischen Besitzungen zu verkaufen, es selbst wollte die Länder von der Delagoabucht nördlich bis einschließlich Chindes haben. Deutschland sollte den Norden mit Mosambik bekommen. Also auch hier bedang sich England das goldreiche Hinterland von Sofala mit dem mächtigen Sambesistrom aus, während Deutschland sich mit dem viel ärmeren Mosambik begnügen sollte.

Aber es ist England selbst mit diesem Vertrag keinen Augenblick ernst gewesen. Sobald er seinen eigentlichen Zweck, das Deutsche Reich einem etwaigen britischen Angriff auf die Buren-

republiken gegenüber passiv zu machen, erfüllt hatte, flog er sozusagen in den Papierkorb, wo er bis auf den heutigen Tag ruht. Sie dächten ja gar nicht daran, ihre jahrhundertelangen Freunde, die Portugiesen, ihrer afrikanischen Besitzungen berauben zu wollen, erklärten die großen englischen Zeitungen, und, in der Tat, man fand es bequemer, ganz Portugiesisch-Ostafrika, den Norden wie den Süden, vermittels Portugals zu beherrschen, sobald man das lästige Deutschland nicht mehr nötig hatte. Dies ist auch so ein lehrreiches Stück britischer Diplomatie.

Nach Südafrika schickte Chamberlain zu jener Zeit Sir Alfred Milner als ausführendes Organ für seine Politik. Milner war früher Sekretär bei Lord Cromer in Ägypten gewesen und wurde 1897 zum Gouverneur der Kapkolonie und Reichskommissar für Südafrika ernannt. Sir Alfred Milner ist der Typus eines britischen Jingos* und voll Verachtung für

* Es dürfte einzelnen meiner Leser noch nicht bekannt sein, daß der Name „Jingo", der englische Ausdruck für Chauvinist, dem Refrain eines prahlerischen englischen Liedes entnommen ist:

„We don't want to fight,
But, by Jingo, if we do,
We've got the men, we've got the ships,
We've got the money too."

Der Ausdruck kam unter Disraëli in Großbritannien auf („By Jingo" etwa gleich „zum Teufel".)

alles, was nicht englisch ist. Als Instrument, um die Burenfrage immer offen zu halten, dienten ihm und Chamberlain die Stimmrechtsfrage und das Schicksal der armen mißhandelten Uitlanders in Johannesburg.

Cecil Rhodes gründete, um seinen beiden Helfershelfern zu sekundieren, in Johannesburg eine Abteilung der South African League. Diese Liga tat ihr möglichstes, um die Republik mit dem Britischen Reich zu verhetzen und den Bruch unvermeidlich zu machen. Wieviel Entgegenkommen Paul Krüger auch zeigen mochte, es half ihm gar nichts, da man auf der anderen Seite eben den Krieg und die Annexion der Republik wollte.

Sir Alfred Milner kabelte anfangs 1899 an Chamberlain, England müsse einen kräftigen Beweis von seinem Willen geben, da Briten in Transvaal zu Heloten herabgedrückt würden. Gleichzeitig veranlaßte die South African League eine Petition an die Königin mit 21 684 britischen Unterschriften, in welcher um Hilfe gegen ihre Rechtlosigkeit gebeten wurde. Zwar wies Krüger nach, daß die meisten dieser Unterschriften gefälscht waren, aber das half ihm gar nichts. Es hat heute nur noch vorübergehendes Interesse, bis zu welchem Maß des Entgegenkommens Präsident Krüger ging, da das Ganze ja nur ein Spiel um eine entsprechende Begründung des beschlossenen britischen Angriffs

auf die Burenrepubliken war. Es ist sehr kennzeichnend für britische Diplomatie, daß Chamberlain, ganz unbekümmert um die Konvention von 1884, in welcher der Ausdruck bewußt gestrichen war, immer und immer wieder von der Suzeränität der Königin von Großbritannien und Irland gegenüber der Südafrikanischen Republik sprach.

Die Aktenstücke von der Burenseite aus waren in dieser Zeit meistens von Dr. Leyds, der zum Staatssekretär oder Minister des Äußeren gewählt und 1899 wiedergewählt worden war, unterzeichnet worden. Sie sind sehr gewandt geschrieben, Muster von Logik und verkappter Ironie. Wenn man den Schriftenwechsel vor Ausbruch des Krieges überblickt, so muß man sagen, daß die Burenregierung den Streit formell völlig gewann. Aber was nützt dies alles, wenn der Löwe mit dem Hunde um eine Beute streitet!

Schon im Juni 1899 hatte die britische Regierung begonnen, indische Truppen nach Natal zu verschiffen. Jetzt kam auch Armeekorps auf Armeekorps von Großbritannien und Irland nach der Kapkolonie und diese Truppen wurden ebenfalls gleich nach Norden gegen die Südafrikanische Republik vorgeschoben: „50 000 horse and men going to Table-bay“, wie es in einem damaligen populären Gassenhauer zu London hieß.

Die Lage war für Krüger außerordentlich schwierig. Daß England mit seinen Verhandlungen nur Zeit gewinnen wollte, lag für jeden nüchternen Beobachter auf der Hand. Ich habe in diesen Tagen „Ohm Paul“, wie Krüger bei seinem eigenen Volk allgemein genannt wurde, von Johannesburg aus einmal in Pretoria besucht. Von seinen schweren Sorgen habe ich damals nichts bei ihm bemerkt. Aber er mußte zu jener Zeit wohl die schwierigste Entscheidung seines Lebens treffen.

Er schien so oder so verloren. Wenn er in der Stimmrechtsfrage den Wünschen der Briten nachgab, so stand er in absehbarer Zeit doch der Einverleibung in das britische Weltreich gegenüber. Wenn er die Krisis gleich dem gordischen Knoten durch eine kühne Entscheidung durchhieb, so mußte er mitsamt seinem Staate nach menschlicher Berechnung ebenfalls zugrunde gehen, denn daß die Burenstaaten den Kampf gegen das britische Weltreich nicht durchführen konnten, lag bei der kolossalen Machtverschiedenheit, wenn keine anderen Staaten dazwischentraten, auf der Hand, schon weil Südafrika sich damals gar nicht ernähren konnte. Es lebte zum Teil von gefrorenem Fleisch aus Argentinien und aus Australien, es baute noch lange nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf seiner Bevölke-

rung. Letzten Endes hätte Großbritannien sich darauf beschränken können, das ganze Land vom Weltverkehr abzuschneiden, Kapstadt und Durban, sowie East-London und Port Elizabeth zu blokkieren, um so das Land zu bezwingen. Ein Krieg unter diesen Umständen war nach menschlicher Berechnung eine Torheit.

Als ich Krüger 1899 besuchte, war seine Lebensweise einfach. Er hatte zwar seine bäuerliche Landestracht abgelegt, stand gewissermaßen in Sonntagskleidern vor mir. Mit der Sonne stand er morgens auf, wie stets, und dann betete er und las nach dem Gebet seine Bibel. Sehr früh empfing er schon Leute auf dem Vorplatz seines kleinen bäuerischen Hauses in Pretoria. Von 9 bis 12 arbeitete er oft mit Dr. Leyds im Regierungsgebäude. Gleich nach 12 Uhr aß er zu Mittag und dieses Mittagessen war sehr einfach. Ein Glas Milch war dabei sein gewöhnliches Getränk. Geistige Getränke genoß er nie. Um 2 Uhr war er wieder bei der Regierung und später empfing er, eine Pfeife rauchend, beim Kaffee wieder Menschen aller Art. Er verstand es, die Leute zu behandeln. Das Abendessen war wieder sehr einfach. Dann folgte der Hausgottesdienst und schon um 9 Uhr ging er zu Bett. Wie er, so war seine Frau Susanna, die Gefährtin seiner Sorgen und Mühen, seiner Leiden und Freuden, die ihm, wie ich schon oben

sagte, neun Söhne und sieben Töchter geboren hatte. Fünfzig Enkel spielten um ihre Knie. Sie besorgte mit eigener Hand den Haushalt, kochte selbst den Kaffee für ihren Mann, ging in selbstverfertigten Kleidern, deren sie nur drei hatte, Hüte besaß sie nur zwei. Man ahnte wirklich nicht, wenn man mit dieser Dame zusammen war, daß man die erste Frau des Landes in ihr vor sich hatte.

Paul Krüger entschloß sich am 9. Oktober 1899, die unlösbare Verwicklung mit dem Britischen Reich durch das Schwert zu durchhauen. Er verlangte in einer Depesche an den britischen Agenten, daß Großbritannien seine Truppen von den Burengrenzen zurückziehe, daß keine weiteren Truppen des Britischen Reiches in irgendeinem Hafen von Afrika gelandet werden dürften. Die Depesche schloß mit dem Ersuchen an die britische Regierung, Antwort vor 5 Uhr nachmittags am 11. Oktober zu geben, und erklärte, „daß, wenn keine genügende Antwort vor jenem Zeitpunkt eingetroffen sei, die Republik zu ihrem Bedauern gezwungen sein würde, die Handlungsweise von Ihrer Majestät Regierung als eine formelle Kriegserklärung anzusehen, und keine Verantwortung für die Folgen auf sich nehmen könne. Ferner, daß ebenso weitere Truppenbewegungen nach den Grenzen der Republik zu, ebenfalls innerhalb

obengenannten Zeitraumes, als Kriegserklärung angesehen werden würden." Am 11. Oktober brachte Herr Greene die Antwort der britischen Regierung, welche lautete, daß die von der Regierung der Südafrikanischen Republik gestellten Forderungen derart wären, daß es der britischen Regierung unmöglich sei, sie zu besprechen. Er erbat sich zugleich seinen Paß, um das Land zu verlassen. Der Volksraad, welcher noch Sitzung hatte, hatte ebenso wie der Volksraad des Oranje-Freistaates noch vor seiner Vertagung erklärt, für sein Recht und seine Freiheit Gut und Blut wagen zu wollen. So brach trotz aller Zugeständnisse und Nachgiebigkeit von seiten der Republik der Krieg aus.

Wie er verlief, ist noch in aller Erinnerung. Der Anfang brachte an allen Seiten, im Osten, Westen und Süden, holländische Erfolge. Cronje durchbrach die schottischen Regimenter bei Magerfontein, am Tugela wurden General Bullers Regimenter, bei Stornberg wurde Gatacre in die Flucht geschlagen. Da, wo Krügers kleines Geburtshaus gestanden hatte, bei Colesberg, im Norden der Kapkolonie, südlich des Oranjeflusses, wurde die britische Flagge heruntergerissen und der Vierkleur gehißt. Aber die Buren hatten keine eigentliche militärische Leitung. Ja, auch ihre Taktik war sehr durchsichtig. Überall kam es ihnen

nur darauf an, die Engländer in die Nähe zu ziehen und unter das Feuer ihrer Gewehre zu bringen, während sie mit Vorliebe auf einem Kopje in guter Deckung lagen. Nirgendwo haben sie eine britische Verteidigungsstellung, sei es bei Kimberley, sei es bei Mafeking oder auch Ladysmith, gebrochen. Ein eigentlicher Kriegsplan scheint gar nicht verfolgt worden zu sein. Hatten die Kommandos einen taktischen Erfolg gewonnen, so gingen sie wohl nach Hause zurück zu ihren Familien.

Ich will die Frage unentschieden lassen, ob es der Deutsche Kaiser war, welcher durch seinen Großen Generalstab dem Lord Roberts seinen Feldzugsplan zur Niederwerfung der Buren ausarbeiten ließ. Jedenfalls trat mit dem Dezember 1899 Lord Roberts mit dem damaligen General Kitchener als Stabschef an die Stelle des sehr altfränkischen Generals Buller und dieser rollte die Burenkräfte vom Süden über Kimberley, Modderfluß, Bloemfontein, Johannesburg und Pretoria auf, anstatt wie Buller in dem gebirgigen Terrain Natals sich zu verbeißen. Am Modderfluß wurde Cronje am 27. Februar 1900 geschlagen und gefangengenommen. Krüger selbst mußte von Pretoria fliehen und den bitteren Kelch austrinken, seine Residenz in den Nordosten der Kolonie zu verlegen.

Der Südafrikanische Krieg artete von nun ab in einen zähen und erbitterten Kleinkrieg aus, in welchem Männer wie Botha, De Wet, Delarey und andere mehr sich auszeichneten, mit dem Krüger aber eigentlich nichts mehr zu tun hatte. Dieser, den außer den geistigen Sorgen noch ein empfindliches Augenleiden quälte, erhielt von der Republik Urlaub, in Europa für sechs Monate ärztliche Hilfe nachzusuchen. Am 20. Oktober 1900 fuhr er in einem Eisenbahnzug nach der Delagoabucht, von wo die Königin von Holland ihm alsbald ein Kriegsschiff, den Dampfer „Gelderland", zur Verfügung stellte. Auf diesem traf er Ende November in Marseille ein. In einem Triumphzuge wurde er nach Paris geleitet, wo der Präsident der Französischen Republik ihn aufs herzlichste empfing. Eine gleiche Aufnahme fand er in Holland. Zwar hielt ihn sein unverwüstliches Gottvertrauen auch in diesen schweren Tagen aufrecht. Selbst als er in Holland die Nachricht von dem Abscheiden seiner treuen Lebensgefährtin, seiner zurückgebliebenen Gemahlin, erhielt. Laut weinte er auf, immer wieder ausrufend: „Arme Sanna, arme Sanna!"

Krüger hatte in Europa augenscheinlich die Absicht, ein Schiedsgericht von Großmächten zu bilden, welches die südafrikanische Frage regeln sollte. Aber er erfuhr die große Enttäuschung, als

er in Köln von der Bevölkerung zwar ebenfalls jubelnd empfangen wurde, daß Seine Majestät der Kaiser ihm einen Hofbeamten zuschickte und ihn bitten ließ, doch wieder abzureisen, er könne ihn persönlich nicht empfangen, da er auf die Jagd müßte. Dies war eine schwere Enttäuschung nach den vielen Hoffnungen, welche die Buren gerade auf Deutschland gesetzt hatten. Krüger ging zunächst nach Holland zurück und kaufte sich schließlich in der Schweiz an, wo er am 14. Juli 1904 zu Clarens verstarb.

Man hat gesagt, Paul Krüger habe nicht mehr in sein Zeitalter gepaßt, er gehöre zu Männern wie Calvin und Oliver Cromwell. Es ist sicherlich diese Einseitigkeit seines Charakters, der er ebensosehr seine Erfolge wie sein tragisches Ende verdankte. Er war der Bur schlechtweg, unwissend, bäuerisch, beschränkten Geistes, aber ein ganzer Mann. Ein Franzose, der ihn in den letzten Jahren kennenlernte, hat von ihm gesagt, Krüger erwecke den Eindruck eines Felsens. Ohne Frage war er seinen britischen Gegnern nicht gewachsen, weder an List noch an Skrupellosigkeit der Gesinnung, und so mußte er mitsamt dem Staat, den er gegründet hatte, an den britischen Intrigen zugrunde gehen. Aber wir bewundern in ihm heute die Einheitlichkeit und Größe der Persönlichkeit, die ihn in den Stand setzte, allen Schlägen des Schicksals gegenüber

standzuhalten, und ihn völlig zu einer geschichtlichen Persönlichkeit machte, welche in der Erinnerung nicht nur seines Volkes, sondern der ganzen Menschheit für alle Zeiten fortleben wird. Zwar mußte solche Persönlichkeit im Gegensatz zu den Kräften, in welche sie hineingestellt war, tragisch erliegen, aber wahr bleibt doch das alte Wort:

„Wenn etwas ist, gewalt'ger als das Schicksal,
So ist's der Mut, der's unerschüttert trägt."

Cecil Rhodes

Betrachten wir nunmehr den Gegenpol gegenüber dem holländischen Element in Südafrika. Wie bei den Buren durch Paul Krüger, wird auch er gekennzeichnet durch eine machtvolle, in sich abgeschlossene Persönlichkeit. Wir sind ihr bereits wiederholt im vorigen Kapitel begegnet. Es ist Cecil Rhodes, welcher die guten wie die bösen Seiten seiner Rasse in sich verkörpert und das Britentum in den weiten Gebieten vom Kap bis zum Tanganjika zur Vorherrschaft emporgehoben hat.

Man hat ihn den Napoleon von Südafrika genannt. Sicherlich trifft dieser Vergleich nicht zu. Rhodes war nicht berufen, Armeen zu führen und Reiche zu erobern. Ja, er war nicht einmal Afrika-Reisender im eigentlichen Sinne. Und dennoch dankt das Britische Reich ihm die Einverleibung des weiten Südafrika. Er war empire-builder, Reichsgründer, so wie Lord Clive der eigentliche Begründer von Britisch-Ostindien war. Sir Lewis Michell zieht in seinem interessanten Buch: „The Life of the Right Honourable Cecil J. Rhodes“

einen Vergleich zwischen diesen beiden großen Männern, welchen ich in wortgetreuer Übersetzung hier folgen lassen will: „Beide waren im wesentlichen Imperialisten: beide waren Männer der Tat, von stürmischem Temperament, ablehnend gegen jede Kontrolle: beide waren mit der Verwaltung großer Schutzgebiete betraut: beide erlangten hohen Ruhm im Ausland und leisteten ihrem Vaterlande große Dienste: und beide waren zu Ende ihrer Laufbahn der Gegenstand grober und hartnäckiger Verleumdungen, deren Ursache, wie Rhodes behauptete, übertriebene Rechtskniffelei war. Clive erhielt seine Erziehung hauptsächlich in einer Privatschule in Hemel Hempstead in Hertfordshire, Rhodes in einer ähnlichen Schule in Bishop's Stortford, in derselben Provinz. Bevor er achtzehn Jahre war, wurde Clive als Kommis im Dienst der East India Company nach Madras eingeschifft. Rhodes wurde in demselben Alter aus Gesundheitsrücksichten nach Natal geschickt. Mit Fünfundzwanzig war Clive aktiver Hauptmann und der Sieger von Arcot und überlegte, wie er die französische Vorherrschaft in Indien vernichten könne. In demselben Alter war Rhodes in den Diamantfeldern (von Kimberley) und träumte von einer Ausdehnung nach Norden und, wie er den Ehrgeiz der Südafrikanischen Republik eingrenzen und unterdrücken könne.

Mit Einunddreißig gewann Clive die Schlacht von Plassey, und Rhodes beherrschte Betschuanaland als Reichskommissar. Schon im Alter von Neunundzwanzig trat Clive während eines kurzen Urlaubs in das englische Parlament ein, aus dem er auf eine Wahlpetition hin entfernt wurde, Rhodes wurde in genau dem gleichen Alter in das Kap-Parlament gewählt und blieb Mitglied desselben bis zu seinem Tode. Clive wurde vor dem Alter von Vierzig Gouverneur und Oberbefehlshaber in Bengalen. Rhodes war in dem Alter bereits seit drei Jahren Premierminister der Kapkolonie gewesen und seit mehr als einem Jahr der eigentliche Gouverneur der weiten Landstriche, welche jetzt als Rhodesia bekannt sind. Im Alter von Einundvierzig verließ Clive Indien für immer und seine Karriere war sozusagen beendet. In ungefähr dem gleichen Alter legte Rhodes alle seine Ämter nieder und zog sich ins Privatleben zurück infolge des Jameson-Raid.

Darauf hatten diese beiden hervorragenden Männer ungefähr sieben Jahre lang Gelegenheit, die Unbeständigkeit, welche allen großen Gemeinwesen innewohnt, an sich selbst zu erfahren. Sie wurden mit bitterer Kritik verfolgt, die von der Geschichte sicherlich zum größten Teile als unberechtigt erklärt werden wird. Offiziell wurden ihre Taten nicht unterschätzt. Clive war schon zu einem

irischen Grafen gemacht und Rhodes war als Mitglied der Regierungskörperschaft eingeschworen worden. Aber beide hörten bis zu einem gewissen Grade auf, die Löwen der Gesellschaft zu sein, beide hatten schwer an Krankheit zu leiden und beide hatten ihre Haltung vor einer parlamentarischen Kommission zu verteidigen.

Es mag erwähnt werden, daß in keinem der beiden Fälle unser historisches Haus der Gemeinen unter seine traditionelle Würde herabsank. Leidenschaftliche Parteigänger verlangten einerseits völlige und bedingungslose Freisprechung, andererseits strenge Verurteilung und Bestrafung. Aber das Haus bewahrte trotz des entgegengesetzten Parteidrucks in beiden Fällen seine Besonnenheit und hielt sich in der Mitte der beiden Gegensätze.

Bei Clive bestätigte das Haus, daß er zweifellos große Summen Geldes er- und behalten habe, als er Oberbefehlshaber war, aber gleichzeitig fügte es einen Zusatz bei, ‚daß Robert, Lord Clive, seinem Lande große und wertvolle Dienste geleistet habe'.

Im Fall Rhodes urteilte das Komitee, ‚daß der Raid ihn in schwere Pflichtverletzungen gegen diejenigen, denen er Gehorsam schuldete, verwickelt habe, daß aber im Hinblick auf die Anschuldigung, daß die Bewegung ein Börsenmanöver gewesen sei, sie diesen Vorwurf für ganz und gar ausgeschlossen erachteten'. ... Ich will

die Parallele nicht fortsetzen, sondern zum Schluß nur noch darauf hinweisen, daß diese beiden großen Männer in ungefähr demselben Alter heimgingen: mit neunundvierzig Jahren starb Clive in England durch seine eigene Hand, und in etwa genau demselben Alter atmete Rhodes seine Seele an der Seeküste Afrikas aus, welches er so sehr liebte."

Soweit Sir Lewis Michell.

Wenn hiernach Rhodes sein Ebenbild in der britischen Kolonialgeschichte findet, so ist er dagegen in jeder Beziehung grundsätzlich verschieden von seinem Hauptgegner Paul Krüger. Dieser war die Verkörperung des alten südafrikanischen Bauerntums. Rhodes hatte hinter sich den gewaltigen britischen Kapitalismus und focht nicht nur mit dessen Mitteln, sondern auch für dessen Ziele. Krüger war von Gesinnung agrarisch. Er wollte sein Land einseitig abschließen, und er war bigott bis aufs Mark. Rhodes war durch und durch modern. Er wollte dem Industrialismus die Tore weit aufmachen, er wollte Südafrika mit allen Mitteln der modernen Technik bis an und über den Sambesi erschließen. Er hat selbst etwa 2300 (engl.) Meilen Eisenbahn mittelbar oder unmittelbar geschaffen.

Wer, wie ich, beide Männer persönlich gekannt hat, konnte lange voraussagen, daß das weite Südafrika keinen Raum für beide zugleich haben

könne. Sie mußten in Gegensatz und Kampf miteinander geraten, und keinem konnte es auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein, wem der endgültige Sieg zufallen müsse.

Cecil John Rhodes war der Sohn des Reverend F. W. Rhodes, des Vikars von Bishop's Stortford. Dieser hatte zunächst Elizabeth Sophia Manet, eine Dame Schweizer Abstammung, geheiratet. Sie starb im Wochenbett und hinterließ ihm ein Kind, eine Tochter. Der Witwer heiratete Louisa Peacock, welche ihm elf Kinder schenkte, neun Söhne, von denen zwei in der Kindheit starben. Vier traten in die Armee, von denen am besten der Oberst Francis William Rhodes bekannt geworden ist. 1873 war er bei den ersten Dragonern eingetreten, organisierte später die Union der Uitlanders in Johannesburg, wurde 1896 von den Buren nach dem Jameson-Raid mit zum Tode verurteilt, indes, wie wir wissen, begnadigt, und lebte weiter, um noch die Belagerung von Ladysmith mitzumachen. Er starb am 21. September 1905 in Groote Schuur, dem Sitz seines Bruders bei Kapstadt. Drei Brüder blieben Zivilisten, von denen zwei in Afrika starben. Der Älteste war Herbert, der schon früh nach Natal ging und dort Landwirtschaft trieb. Der andere war Cecil.

Cecil Rhodes war am 5. Juli 1853 in Bishop's Stortford geboren, als des Vikars fünfter Sohn.

Er gehört völlig zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er war eine echte Figur des Zeitalters der Königin Victoria. Von 1861 bis 69 besuchte er die Schule in Bishop's Stortford. Dort sollen Geschichte und Geographie seine Lieblingsfächer gewesen sein. Er war ein scheuer und einsamer Geist, von einer schwer durchdringlichen Zurückhaltung. Den Seinen erschien er sehr schwächlich. Deshalb wurde er gegen Ende Juni 1870 nach Natal verschifft, wo sein Bruder Herbert eine Baumwollpflanzung hatte.

Am 1. September kam Cecil Rhodes in Durban an, nach einer für damalige Verhältnisse schnellen Seefahrt, mit etwa £ 170 in seiner Tasche. Er war damals siebzehn Jahre alt. Jeder Einwanderer hatte das Recht, sich fünfzig Acres Land in Natal auszusuchen, welche er erst nach fünf Jahren zu bezahlen brauchte. Sein Bruder Herbert hatte damals zweihundert Acres im Umkomaastal in Bearbeitung. Cecil wurde stiller Teilhaber dieses Besitzes. Als Herbert bereits nach dem späteren Kimberley, wo gerade damals Diamanten gefunden waren, übergesiedelt war, gewann Cecil im zweiten Jahr seiner Anwesenheit in Natal bei einer Landwirtschaftlichen Ausstellung in Durban mit der von ihm gezogenen Baumwolle den zweiten Preis. Noch in seinen späteren Jahren pflegte er dies immer mit Stolz zu erwähnen. „Ja," sagte

er oft, „sie dachten, ich könne keine Baumwolle pflanzen!“ Man sieht, auch dieser junge Engländer hatte landwirtschaftliche Neigungen, und dies ist später ganz Südafrika zum Vorteil gewesen.

Der Diamantengrund von Kimberley wurde ursprünglich von der Südafrikanischen Republik beansprucht. Die Buren nannten ihn Vooruitsicht. Aber Lord Kimberley, der später Gouverneur hier war, erklärte in echt englischer Weise diesen Namen für unaussprechbar. Da kam der Name „Kimberley“ auf. 1874 wurde daselbst ein mining-board begründet, und damit zogen gewisse gesetzliche Formen ein.

Cecil Rhodes, der am 25. Mai 1871 seinen zweiten Preis für Baumwolle gewonnen hatte, folgte im Oktober desselben Jahres seinem Bruder Herbert nach Kimberley. Anstatt der Bibel, wie Krüger, nahm er bezeichnenderweise mehrere Bände der Klassiker und ein griechisches Lexikon mit sich. Dies war ebenso unburisch, wie es im Grunde unenglisch war. Aber es entsprach dem Wesen Rhodes', der von vornherein beabsichtigt hatte, wenn er Geld machen sollte, nach Oxford zurückzukehren und zu studieren.

Den Brüdern hatte sich schon in Natal ein gewisser Hawkins als Teilhaber angeschlossen, und er vereinigte sich auch wieder in Kimberley mit ihnen. Im November ging Herbert Rhodes nach

Europa zurück und ließ den beiden anderen seinen Grund zur weiteren Bearbeitung.

Rhodes war damals ein großer englischer Bursche; mit seinen Händen tief in seinen Jackett- oder Hosentaschen, so ging er schweigsam und nachdenklich zum Frühstück. Sein Gesicht hatte schon damals die Geierzüge, welche es bis zum Ende behalten hat. Er war blond und blauäugig. Er trug damals noch die Flanellanzüge vom Schulspielfeld in Bishop's Stortford, welche eher von heftigem als erfolgreichem Waschen eingelaufen waren und ihm nicht recht mehr paßten. Glück und sein klarer Kopf brachten ihn bald in den Vordergrund.

Rhodes hatte von vornherein, wie die anderen, damit angefangen, Diamanten auszugraben. Ein altes Minenrecht, welches damals noch in Kraft war, besagte, daß ein sogenannter „claim", welcher in einen anderen hineinstürzte, diesem verfallen war. Nun soll der junge Rhodes ein großes Talent gehabt haben, wenn er mit der Bearbeitung seines eigenen Besitzes ziemlich in die Tiefe gedrungen war, die Grenze zu einem Nachbarschacht so zu unterwühlen, daß dieser in den seinen hineinfiel und also ihm gehörte. Kimberley war damals ein Haufen von Zelten. Die Briten nannten es zu jener Zeit „The new rush". Das Leben war außerordentlich primitiv. Die Nahrung bestand hauptsächlich aus konserviertem Fleisch.

Rhodes kam bald dahinter, daß seine Art, sich fremden Grundes zu bemächtigen, doch nicht wirkungsvoll genug sei. Er begann demnach, Mutungsrechte zu kaufen und wieder zu verkaufen. Damit erhöhte er sein Vermögen. Vor allem gewann er einen bedeutenden Anteil an dem Diamantengrund eines alten Buren, namens De Beer.

Im Winter 1872/73 kehrte sein Bruder Herbert mit Frank Rhodes von England zurück. Da übergab Cecil ihnen das Geschäft und ging selbst auf Expedition nach Transvaal. Es soll zu jener Zeit gewesen sein, wo in den stillen Nächten in ihm zum erstenmal der große Plan einer Einigung des gesamten Südafrika unter britischer Oberhoheit entstanden ist. Drei Jahre lang lebte er bei Pilgrim's Rest und suchte in Spitzkop Alluvialgold mit mittelmäßigem Erfolg. Dann reiste er über Mafeking, Pretoria und Middelburgh zurück nach Kimberley. Damals legte er die Grundlage zu seiner tiefen Zuneigung zu den Buren, welche ihn bis an sein Lebensende nicht verlassen hat und ihn später unter anderem dazu veranlaßte, Buren in Inyanga und Melsetter anzusiedeln.

In jenen Jahren begann er sein merkwürdiges Doppelleben zwischen Oxford und Südafrika. Der junge Minenspekulant, welcher in Kimberley mehr und mehr gefürchtet war, immatrikulierte sich schon im August 1873 im Collegium Oriel zu Oxford.

Als er auf der Heimreise war, begegnete ihm, ohne daß er es wußte, auf einem anderen Dampfer derselben Linie ein junger Jude, namens Barney Barnato, von Europa kommend. Dieser wurde gewissermaßen der Konkurrent Cecil Rhodes'. Er gründete später die Barnato's Kimberley Central Mining Co., welche sich ebenbürtig neben Rhodes' De Beer's Co. stellte.

Die Universitätsbehörden in Oxford ahnten sicherlich nicht, was für eine Art von Studenten sie in Cecil Rhodes immatrikulierten. Sie konnten nicht wissen, daß sie den späteren reichen Wohltäter bei sich aufnahmen, für den sie heute noch an jedem seiner Erinnerungstage beten. Auch war er ein eigentümlicher Student, der die Westentaschen immer voll ungeschliffener Diamanten hatte, von denen er nach Belieben einzelnen schenkte; der gleichzeitig von Oxford aus Eisenbahn- und andere Aktien in Natal kaufte, sehr verschieden von dem gewöhnlichen Undergraduate.

Aber bereits im März 1874 traf Cecil Rhodes wieder in Kimberley ein, auf den Rat eines Spezialarztes, der sein Herz und seine Lungen angegriffen fand. In sein Taschenbuch schrieb dieser Arzt ein, Rhodes habe nur noch sechs Monate zu leben. Genau dasselbe sagte Rhodes ein Lokalarzt in Kimberley, der ihm riet, nie wieder nach England zurückzukehren. Rhodes, wie ich hier er-

wähnen muß, ging nie in die Kirche, beteiligte sich überhaupt nicht an Gottesdiensten, aber er war ein gutmütiger Mensch, der, wenn es sein mußte, seinen letzten Schilling mit seinen Freunden teilte. Die Doppelheit seiner Natur, die betrachtend und handelnd war, hatte ein merkwürdiges Gegenstück in seiner Stimme, welche in der Erregung in eine Art von Falsetto zusammenbrach. Sein Gelächter hatte auch diese Falsettonote. Um sein persönliches Aussehen kümmerte er sich gar nicht. So zum Beispiel hatte er nur eine Hose auf seiner ersten Heimreise, und als diese an einer heiklen Stelle zerriß, mußte er so lange im Bette bleiben, bis ein Seemann sie notdürftig wieder zusammengeflickt hatte.

Er war schon früh ein Beherrscher seiner Umgebung. Er verkehrte meistens mit Leuten, die älter waren als er selbst, aber seine Zurückhaltung, seine Nachdenklichkeit, seine begründeten Urteile, selbst sein Sarkasmus hatten einen solchen Einfluß auf seine Umgebung, daß er ohne weiteres, wo immer er auftrat, von vornherein der Führer war.

Nach seiner Rückkehr von Oxford war er zunächst eifrig bemüht, die verschiedenen Teilhaber an De Beer's Mine zu verbinden. Solche Amalgamation gelang ihm bereits 1874. Aber erst am 1. April 1880 konnte er De Beer's Mining Co. mit einem Kapital von £ 200 000 amtlich re-

gistrieren lassen. Die dazwischenliegende Zeit war sehr sorgen- und angstvoll für Rhodes, weil es immer wieder an Kapital fehlte. 1875 erschien ein Genosse von Hamburg, welcher bis zu seinem Lebensende ihm treu geblieben ist: Alfred Beit kam nach Kimberley als Diamantenkäufer. Er ergänzte aufs glücklichste als feiner Geschäftskopf die impulsive und oft schroffe Art von Cecil Rhodes, und beide zusammen haben dann auch Millionen in Kimberley und Johannesburg erworben.

Dies war die eigentliche Vorschule für den Staatsmann Rhodes. Gestützt auf De Beer's Co. und mit den Millionen, welche sie ihm zur Verfügung stellte, konnte er seine staatsmännische Laufbahn in der Kapkolonie beginnen und alsbald daran gehen, seinen großen Plan zu verwirklichen, nämlich: Südafrika britisch zu machen von der Tafelbucht bis über den Sambesi hinüber. Diese echt britische Art, sich zunächst einen kapitalistischen Rückhalt zu schaffen und erst dann an Ländererwerbungen sich zu wagen, war spezifisch Rhodesisch und unterscheidet ihn gar sehr von seinen Mitbewerbern aus anderen Ländern. Vor allem auch von Paul Krüger. Bis an seinen Lebensschluß ist Cecil Rhodes der Meister in der Handhabung der Londoner Börse gewesen. Sehr geschickt wußte er bei seinen Spekulationen die imperialistischen mit seinen persönlichen finanziellen Interessen zu

verbinden. Für welche Zwecke auch immer — die Börse hatte stets Geld für ihn. Ich habe ihn selbst einmal in diesem Sinne zu dem Volk aus den Fenstern des Cannon-Street Hotel in London sprechen hören. Die Wirkung war faszinierend.

Um De Beer's Aktien in die Höhe zu jagen, tat er einen zweiten entscheidenden Schritt in Kimberley. Solange die einzelnen Minenbesitzer daselbst ihre Diamanten nach Belieben und zu irgendeinem Preise auf den Weltmarkt werfen konnten, sank der Preis der Steine natürlich im Werte. Cecil Rhodes war scharfsichtig genug, um einzusehen, daß nur eine Beschränkung des Angebots von Diamanten und eine einheitliche Regulierung ihres Verkaufes ihren hohen Preis auf dem Weltmarkt behaupten könne. Mit Hilfe von Barnato, der sich ebenfalls Ende der siebziger Jahre ihm loyal anschloß, und Alfred Beit wurden gewisse Minimalpreise in Kimberley festgesetzt, unter welchen sich die meisten Produzenten verpflichteten, nicht zu verkaufen. Andere wurden von der De Beer's Co. erfolgreich absorbiert. Cecil Rhodes ging von der Tatsache aus, daß der Preis der Steine völlig auf Phantasie beruhe, daß man zum Beispiel ebensogut £ 500 wie £ 400 verlangen könne, wenn sie eben am Markt nicht billiger zu haben wären, das heißt, wenn man nur die Händler alle abhalten könne, ihre Steine billiger zu liefern. Wenn mehr Angebot

als Nachfrage vorhanden wäre, so komme es nur darauf an, das Angebot entsprechend zurückzuhalten, um jeden von ihm gewünschten Preis zu erzielen. So amalgamierte er das ganze Angebot von Kimberley aus, ja, De Beer's kauften überall, wo neue Diamanten entdeckt wurden, den gelben oder blauen Grund auf, um ihn unbearbeitet liegen zu lassen. Nur um neues Angebot zu verhindern und den Markt nicht zu drücken. So zum Beispiel kauften sie den Diamantengrund bei Gwelo auf. Bei der Première-Mine südlich von Pretoria gelang ihnen das nur deshalb nicht, weil ihr Expert, den sie dorthin schickten, den Grund unterschätzte und den Kauf ablehnte. Derselbe Expert übrigens gab auch einen schlechten Bericht über Witwater's Rand ab und verhinderte dadurch, daß De Beer's zur rechten Zeit dieses ganze Gebiet unter ihre Kontrolle brachten. So versuchten sie später auch, sich der Diamanten in Südwest zu bemächtigen, was ihnen aber nicht glückte. Als Rhodes dieses System der Regulierung des Angebotes je nach der Nachfrage in Kimberley eingeführt hatte, warf der Minenbetrieb so reiche Gewinne ab, daß De Beer's Co. die führende Diamantengesellschaft der Erde wurde, was sie bis auf den heutigen Tag ist.

Noch bevor dieser große Plan gelungen war, als Rhodes selbst noch in finanziellen Schwierig-

keiten sich befand, schrieb er sein erstes Testament, in welchem er den vollen Erfolg seiner Manipulationen voraussetzte. Dieses ist sehr kennzeichnend für die Pläne und Phantasien, in welchen sich der junge Engländer noch 1877 bewegte, und ich lasse es deshalb in seinen Hauptbestimmungen hier folgen. Er vermachte sein ganzes Vermögen „für die Begründung und Entwicklung einer geheimen Gesellschaft, deren wahres Ziel die Ausdehnung der britischen Herrschaft über die Welt ist, die Vollendung eines Systems von Auswanderung aus den Vereinigten Königreichen und der Kolonisierung durch britische Untertanen von allen Ländern, wo Lebensmittel durch Energie, Arbeit und Unternehmungsgeist gewonnen werden können, und speziell die Inbesitznahme durch britische Ansiedler des gesamten Kontinents von Afrika, des Heiligen Landes, des Euphrattales, der Inseln Cypern und Kreta, des gesamten Südamerika, der Inseln des Stillen Ozeans, soweit sie nicht schon durch Großbritannien beherrscht werden, der Gesamtheit des Malaiischen Archipels, der Seeküste von China und Japan, der endgültigen Wiedereinnahme der Vereinigten Staaten von Amerika als eines inneren Teiles des Britischen Reiches, der Einführung eines Systems kolonialer Vertretung im heimischen Parlament, welches dahin führen mag, die getrennten Mitglieder des

Reiches zusammenzuschweißen, der Begründung einer so großen Heeresmacht, um Kriege später unmöglich zu machen."

Verglichen mit dem Reich, welches hier atemlos formuliert wird, erscheint das römische bleich und wirkungslos, selbst in seinen glänzenden Tagen, als der Marschschritt der Legionen über Europa herübertönte, als ein Befehl von Cäsar Augustus ausging, „daß alle Welt geschätzet werde".

Bei anderen Köpfen würde ein solches Testament direkt lächerlich erscheinen, aber Rhodes hat doch einen Teil davon wahrgemacht, und erst im Lichte solcher Phantasien versteht man die Klage auf seinem Totenbette: „So little done, so much to do!" („So wenig getan und so viel zu tun.")

Zur Zeit, als er dieses Testament schrieb, sah er eines Tages eine Karte von Afrika vor sich. Er legte seine große Hand darauf und fügte hinzu: „Ich wünsche dies alles rot" (die englischen Grenzfarben). Dann sagte er: „Nachdem ich die Geschichte anderer Länder gelesen hatte, sah ich, daß Ausdehnung alles sei, und daß, da die Oberfläche der Welt beschränkt ist, die große Aufgabe sein sollte, so viel davon zu nehmen, als wir irgend können."

Am 13. Juli 1876 wurde der schleppende Streit mit dem Oranje-Freistaat betreffs der Oberhoheit über die Diamantfelder freundschaftlich beigelegt.

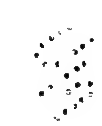
Britische Rechtspflege wurde zugelassen; die Republik empfing £ 90 000 Entschädigung für ihre vermeintlichen Rechte, während ihr weitere £ 15 000 für Eisenbahnzwecke versprochen wurden. 1877, wie wir wissen, annektierte Sir Theophilus Shepstone Transvaal. Wir haben gesehen, wie diese Annexion dann zu Majuba Hill führte. Rhodes befand sich in jenem Jahre alle vier Universitätsquartale in Oxford. Im April 1881 nahm er seinen Sitz im Parlament in Kapstadt ein, aber er hielt sein Herbstquartal in Oxford durch und erwarb im Dezember jenes Jahres seinen Akademischen, das heißt, er wurde „Bachelor of arts“, das bedeutet, er wurde ein „B. A.“, wie man im Englischen zu sagen pflegt.

1874 und 75 war er verhindert gewesen, Oxford zu besuchen, dann war er 1879/80 in Kimberley geblieben, als die Gründung von De Beer's Co. ihn hinderte, Südafrika zu verlassen. Zur selben Zeit gewinnt er in Oxford seinen akademischen Grad, gründet die größte Minengesellschaft der Welt und geht durch einen Wahlkampf, welcher ihm einen Sitz im Parlament von Kapstadt einträgt.

Ein Universitätsfreund, Mr. C. W. Middleton-Camp, schreibt von dem Rhodes jener Tage: „Wir waren Studiengenossen und, ich bin stolz, es zu sagen, Freunde in Oriel von 1875 bis 78, und ich erinnere mich, wie wir ihn zu necken pflegten

über seine langen Ferienausflüge nach Südafrika, worauf er immer vergnügt zu erwidern pflegte, daß wir eines Tages über Entwicklungen dort überrascht sein würden. Er hatte in seinen Oxfordtagen wie später nichts Kleines an sich: er war ein großer Mann mit einem großen Herzen und einem großen Geist, und immer ein wirklich guter Freund. Ich habe eine Photographie von ihm, wie er in Oriel war, die ich sehr hochschätze." Ein anderer Studienfreund, ein späterer Kabinettsminister, sagt: „Ich erinnere mich seiner als eines ruhigen, guten Burschen, mit, wie ich es nennen würde, den Instinkten eines Engländers. Aber ich entsinne mich nicht, daß da irgendwo ein Anzeichen der großen Charakterstärke und des Genies für Reichsgründung vorhanden war, welches ihn hernach zu einem so bemerkenswerten Mann machte. Er hatte sicherlich die Gewalt, nicht nur von seinen Ideen zu überzeugen, sondern auch die Leute an sich zu ketten, welche sein Vertrauen genossen, und nach meinem Urteil war er nicht nur ein glänzender Imperialist, sondern auch eine äußerst anziehende Persönlichkeit." Rhodes soll Oxford mit £ 50 Schulden an einen Händler verlassen haben, welcher diese £ 50 einfach abschrieb, aber nach vielen Jahren das Geld mit Zinsen zurückerhielt.

Die „Times" schrieb in ihrem Nachruf auf ihn: „Er arbeitete nicht besonders viel während seines



Oxforder Lebens und wurde mehr als einmal getadelt wegen Nichterscheinens bei den Vorlesungen. Seine einzige regelmäßige Antwort war: „Ich werde mein Examen machen, und dies ist alles, was ich wünsche.'"

1881 wurden die Diamantenfelder formell von der Kapkolonie annektiert unter dem Namen: Griqualand West. Rhodes vertrat Barkley West im Kap-Parlament, am 7. April 1881 wurde er dort eingeschworen.

Er litt sehr unter den Niederlagen der Engländer, aber er behielt seinen hoffnungsfrohen Mut. Es war um diese Zeit, daß er seine große Hand auf Afrika legte und sagte: „Das ist mein Traum: alles englisch!" Aber in der Öffentlichkeit blieb er schweigsam über seine Pläne.

Der Premierminister damals war Mr. Gordon Sprigg. Er war ein gewandter Politiker, geneigt, seine Kollegen zu wechseln, so lange, wie er nur selbst ungestört im Amt verblieb. Aber er hielt sich für unentbehrlich, während, als er endlich im Mai 1902 aus dem Amt vertrieben wurde, sein Verschwinden kaum die Oberfläche des politischen Wassers kräuselte.

Am 19. April 1881 hielt Rhodes seine Jungfernrede im Parlament. Ein parlamentarischer Berichterstatter sagt darüber: „Ich erinnere mich seines ersten Auftretens im Hause: ein feiner, robuster

Engländer, ein jovial blickender junger Gutsbesitzer. Seine Rede war plump und ungeschult im Stil, ohne Grazie der Redekunst." Ein aufrichtiger Freund sagte später, daß er ein parlamentarischer Mißerfolg sein würde. Obgleich er damals jugendlich nervös und sogar unbeholfen in seiner Gestikulation war, wurde er der erfolgreichste Redner im Hause. Da er niemals sprach, ohne etwas zu sagen, was des Sagens wert war, so gewann er schrittweise das Ohr des Hauses und erzwang sich die unwillkürliche Aufmerksamkeit beider Seiten.

Ich hörte bei meinem ersten Besuch in Kapstadt, 1892, von einem seiner Kollegen im Kabinett, daß Cecil Rhodes im Parlament nie ohne seinen Champagner wäre, und nie spräche, ohne eine Flasche ausgetrunken zu haben. Ob dies wahr ist oder nicht, vermag ich nicht nachzuprüfen. Daß er ein starker Trinker von Whisky und Champagner war, wußte man allgemein, aber sicherlich schadete dies seiner Volkstümlichkeit im damaligen Südafrika gar nichts. Sein vielgestaltetes Dasein, welches ihn immer wieder vor Entscheidungen über Sein und Nichtsein stellte, würde ein solches Übermaß erklären, aber es kann keine Frage sein, daß diese Schwäche sein Herzleiden und sein frühes Ende beschleunigt hat. Als ich in den neunziger Jahren nähere Bekanntschaft mit Südafrika machte, roch sozusagen das ganze Land nach Whisky.

Meine Leser werden aus den angedeuteten Zügen erkennen, aus welch einem Stoff Rhodes an der Schwelle seiner eigentlichen weltgeschichtlichen Laufbahn gemacht war. Er war einer der großen Träumer, wie die Welteroberer der Geschichte. Aber dabei zugleich von eminent praktischer Befähigung. Sein jährliches Einkommen um jene Zeit betrug beinahe £ 250000, und doch hatte er erst spät (1886) die Consolidated Gold Fields of South Africa gegründet, welche die zweite Grundlage seiner ungeheuren Einnahmen wurden. Zwar hatte er schon 1873 mit Mr. Rudd eine Teilhaberschaft am Rand gegründet. Aber Mr. Gardner Williams, der leitende Direktor von De Beer's Co., den Rhodes nach Johannesburg geschickt hatte, glaubte nicht an den Rand. Er meinte, die Goldadern würden nicht in die Tiefe hinabgehen. Auf diesen Bericht hin hatte Rhodes seine Bemühungen dort aufgegeben, als noch die Sahne von dem Geschäft abzuschöpfen war. Hernach hatte er zwar eine Reihe von Farmen, auf denen Gold nachgewiesen war, für sich aufkaufen lassen, aber nunmehr, als der Wert der Minen allgemein anerkannt wurde, mußte er große Summen zahlen, während er in den siebziger Jahren seine Minenrechte für weniges hätte haben können. Indes blieben die Consolidated Goldfields of South Africa Ltd. die stärkste Goldgruppe in Johannesburg, bis sich

Alfred Beit nach Rhodes' Tode davon zurückzog. Aber er und Rhodes hatten vorher Millionen von Pfund Sterling daran verdient.

Bald nach der Schlacht von Majuba Hill begann Cecil Rhodes sein Lebenswerk, welches zunächst darauf zielte, die Burenrepubliken gegen Westen und Norden von weiterer Ausdehnung abzuschneiden. Rhodes' Programm ist durch die Worte gekennzeichnet, welche auf seinem Denkmal vor dem Parlamentsgebäude in Kapstadt angebracht sind. Auf diesem Denkmal weist Rhodes mit dem rechten Zeigefinger nach Norden, und darunter steht: „Gentlemen, your Hinterland is there" („Meine Herren, Ihr Hinterland ist da").

Infolge dieser Überzeugung begann er 1883 zunächst den Kampf mit den Buren um Betschuanaland. In Betschuanaland hatten sich bereits zwei Burenkolonien mit einem Raad und allen Organen einer neuen Republik gegründet: Stellaland und Gosen, und die Südafrikanische Republik hatte sie unter ihren Schutz genommen. Rhodes riet dem Lord Derby, dem damaligen Kolonialsekretär in London, diese Ausdehnung nach Westen um jeden Preis zu verhindern. Darauf wurde Betschuanaland 1884 unter britisches Protektorat genommen, und Krüger wagte es nicht, um diese Zukunft seiner Republik mit dem großen Britischen Reich den Kampf aufzunehmen. Aber da er doch

schließlich kämpfen mußte, ist es heute sehr die Frage, ob er nicht besser schon 1884 losgeschlagen hätte, um solcher Einkreisung zu entgehen.

Dann gründete Cecil Rhodes das sogenannte Rudd-Rhodes Syndicate. Zu seinen Mitgliedern gehörte auch Alfred Beit. Die Herren Rudd, Rochfort, Maguire und A. F. R. Thompson wurden nach Buluwayo geschickt, um von Lobenguela, dem Häuptling der Matabele, eine Konzession über das gesamte Land zu erwerben. Diese sogenannte Rudd-Rhodes-Konzession empfing Cecil Rhodes im Oktober 1888 zu Kimberley. Er ging damit sofort nach London und verlangte seinen Royal Charter (Schutzbrief) von dem Ministerium Salisbury am 29. Oktober 1889, etwa viereinhalb Jahre, nachdem ich meinen Schutzbrief für Deutsch-Ostafrika in Berlin erhalten hatte (am 27. Februar 1885).

Also nicht einmal die besitzergreifende Expedition hat Cecil Rhodes nach Rhodesien geführt, und doch hat es wohl im ganzen Britischen Reich nie jemanden gegeben, welcher ihm die Begründung der nach ihm benannten Kolonie bestritten hätte! Sein war der Gedanke, der entscheidende Entschluß und die Ausführung, wenn auch zum Teil durch fremde Organe.

Mit seinem Charter über Rhodesien gewann Cecil Rhodes die dritte große Grundlage für die Vermehrung seiner Einnahmen. Zu Matabeleland

hatte er auch das goldreiche Maschonaland unter seinen Schutzbrief einbezogen, und nunmehr gründete er die die sogenannte „British South Africa Co.“ oder die „Chartered Co.“, eine Aktiengesellschaft von je £ 1 Share (Aktie), mit dem Sitz in London. Mit diesen Aktien wurde ein ungeheurer Wucher an den europäischen Börsen getrieben. Sie gingen bis über £ 8 hinauf, und Rhodes und seine Freunde müssen einen enormen Gewinn aus ihrem Verkauf erzielt haben. Ich erinnere mich, daß ich 1895 von einem Bankier in Berlin gefragt ward, wie hoch ich wohl ihren realen Wert einschätzte? Ich antwortete ihm: „Auf höchstens 6 d“ (50 Pf.). Er sagte: „Ich habe gerade heute für über 600 000 M. zu je über £ 7 gekauft.“ Das waren alles Phantasiewerte. Aber, wie gesagt, Rhodes war populär an den europäischen Börsen.

Auch sonst benutzte er jedes Mittel, seine und seiner Freunde Taschen zu füllen. Fast jedes neue Unternehmen in Rhodesien brachte ihnen eine Reihe Aktien ein, welche sie in Europa teuer verkauften.

Zum Beispiel wurde den Eingeborenen gleich bei der Besitzergreifung ihr Ackerland weggenommen und dieses an europäische Farmer verkauft oder auch vergeben. Das Goldwaschen, welches seit Urzeiten bei den Schwarzen üblich gewesen war, wurde ihnen verboten und alle Minenrechte

in Rhodesien wurden von Rhodes in einem eigenen Mining-Trust finanziert. Die Eisenbahnen wurden als Börsengeschäfte organisiert und 2300 Meilen — wie ich bereits gesagt habe — von ihnen gebaut. Städte wurden aus der Erde gestampft, mit langen, breiten Straßen und Avenuen, nach amerikanischem Vorbild. So zum Beispiel hatte Buluwayo 1899, als ich zuerst dorthin kam, bei 1900 Einwohnern etwa 67 (engl.) Meilen Straßenlänge, und ähnlich waren Salisbury, Umtali und Melsetter aufgebaut. Das erste, was jede Stadt bekam, war eine Börse. Die Spekulation wogte hoch. Für Rhodes und seinen Anhang bedeutete dies, daß jede Straße in soundso viele Hausplätze (stands) eingeteilt ward, von denen immer nur einzelne verkauft waren, die Mehrzahl indes als Aktivum in den Büchern der Gesellschaft zu London stand und gelegentlich finanziert werden konnte. Das Ganze war eine Börsenschöpfung im großen Stil. Ich erwartete stets ihren Zusammenbruch und vermutete, daß, falls die Konservativen am Ruder sein würden, sie das verkrachte Geschäft wenigstens zu Pari vom Staat aus übernehmen würden. Rhodes hatte es verstanden, eine Reihe von vornehmen Männern und viele Privatinteressen in sein Unternehmen zu ziehen. Freilich, wenn gerade Sir Charles Dilke, Labouchere und die Radikalen an der Regierung gewesen wären,

würden die Aktien aus Rhodesia wohl nur nach dem Wert von Nachfrage und Angebot eingeschätzt worden sein. Dabei wurden die einzelnen Kolonisten auf das äußerste belastet, mit Steuern und Zöllen. Kein Wunder auch hier, denn die Regierung hatte Geld nötig, die Aktionäre ihrerseits aber wollten selbst verdienen.

In den Städten wurde außer den Spekulationen auch noch hoch gespielt und das Geld verpraßt. Am Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte jedermann Geld und jeder gab es mit vollen Händen aus. So zum Beispiel erinnere ich mich eines Prospektors in Buluwayo, der Gold in der Nähe gefunden und sein Mutungsrecht für £ 1400 verkauft hatte. Er verlangte ein Bad im Grand Hotel, wo ich auch wohnte. Der Wirt fragte ihn: „Wünschen Sie es von Wasser oder von Champagner? Der Preis ist derselbe." „Von Champagner natürlich," sagte unser Prospektor. Nach acht Tagen hatte er seinen Kaufpreis verjubelt und ging wieder mit Schippe und Brechstange aufs „Velt" hinaus zum weiteren Goldsuchen.

Im selben Jahre, 1889, als er seinen Royal Charter für den Norden bekommen hatte, mit sechsunddreißig Jahren, während Sir Hercules Robinson sich von seinem Posten als Gouverneur der Kapkolonie zurückzog, und noch ehe er durch

Sir Henry Loch ersetzt war, wurde Rhodes Premierminister der Kapkolonie.

Damit kamen die Jingos daselbst ans Ruder, und nun begannen auch sofort jene Intrigen, welche ich vorhin erzählt habe, und welche auf die Einverleibung der Burenrepubliken in das britische Weltreich hinausliefen. Sie fanden ihren vorläufigen Abschluß mit dem sogenannten Jameson-Raid anfang 1896, womit auch die eigentliche öffentliche Laufbahn Cecil Rhodes' zu Ende war. Nicht nur mußte er seine Premierministerschaft der Kapkolonie, sondern auch seinen Direktorposten in der Chartered Co. von Rhodesien niederlegen. Dennoch blieb er die Seele der britischen Bewegung in Südafrika.

Er gründete die South African League, und während nach außen hin Mr. Joseph Chamberlain mit Sir Alfred Milner sein Werk fortsetzten, konnte er diesen beiden Männern an Ort und Stelle energisch sekundieren.

In jener Zeit, 1898, habe ich selbst Cecil Rhodes zum erstenmal persönlich kennengelernt, und zwar im Burlington Hotel in London. Dort fand ich ihn, wie ich hier versucht habe, ihn zu schildern: brütend über seinen Plänen. Mir gegenüber meinte er vor allem, daß das Britische Reich durch die Walfisch-Bucht ein größeres Anrecht auf Südwestafrika habe als Deutschland durch die Lüderitz-Bucht.

Ich will hier noch erwähnen, daß, als ich 1899, verjagt von meinem eigenen Lande, in Maschonaland einzog, Cecil Rhodes mir freundliches Willkommen bot. Nicht nur stellte er mir seine Wohnhäuser, sondern auch seinen eigenen Salonwagen zur Verfügung, in welchem ich hernach von Umtali nach Beira hinuntergefahren bin.

Im Februar 1899, bei einem Abstecher nach Berlin, wurde Rhodes auch von Seiner Majestät unserem Kaiser empfangen. In der britischen Presse waren manche Erzählungen über diesen Besuch in Umlauf, welche ich nicht im einzelnen kontrollieren kann. Danach soll Rhodes in seiner gewöhnlichen grauen Joppe Seine Majestät im Neuen Palais zu Potsdam besucht haben. Er habe sich zwei Stunden lang angeregt mit dem Kaiser unterhalten. Plötzlich habe er seine Uhr herausgerissen und gesagt: „Ich muß jetzt leider gehen. Ich habe einige Burschen (some fellows) zum Abendessen in den Kaiserhof eingeladen, welche wahrscheinlich schon auf mich warten.“ Unter seinen Gästen soll sich unter anderen der damalige Reichskanzler befunden haben. Wenn dieser Vorgang sich so abgespielt hat, wie ich es damals las, so ist er charakteristisch für Rhodes, wenn auch nicht gewöhnlich an europäischen Höfen.

Jedenfalls haben seitdem sowohl Cecil Rhodes

wie auch unser Kaiser große Hochachtung voreinander ausgesprochen.

Wenn Cecil Rhodes in seinen letzten Lebensjahren auch keinen amtlichen Posten mehr hatte, so blieb er doch immer ein großer finanzieller Faktor, der die Börse von London nach Belieben lenkte und dem das europäische Kapital zur Verfügung stand. So auch, als er seinen abenteuerlichen Plan der Kap—Kairo-Bahn öffentlich vorschlug. Diese Bahn kann sich niemals rentieren, ja, sie kann während der auf und ab wandernden Regenzeiten auch nie das ganze Jahr hindurch betrieben werden. Dennoch zeichnete das Publikum, als er den Plan auflegte. Man glaubte eben immer, wenn Rhodes etwas Neues in die Hand nehme, so geschehe dies irgendwie im Interesse des Britischen Reiches.

Den Burenkrieg 1899 hat, wie ich persönlich weiß, Cecil Rhodes im Grunde nicht gewollt. Wie ich schon erzählt habe, liebte er die Buren und er glaubte ernstlich, daß sie der Drohung weichen und einen Krieg mit dem Britischen Reich in Wirklichkeit nicht aufnehmen würden. Auch lag ihm persönlich gar nicht daran, daß Militärs in „seinem" Südafrika eine Rolle spielten, wie später Lord Roberts und General Kitchener. Als Cronje Kimberley belagerte, war Rhodes in der Stadt und verbrachte die meiste Zeit zum Schutz gegen die feindlichen Kanonen in der De Beer's Mine,

während er durch seine Gastfreundschaft und seine gute Laune den Widerstand gegen die Buren lebendig erhielt, bis Lord Roberts die Stadt schließlich entsetzte.

Nun ging es schnell mit ihm zu Ende. Die Aufregungen des Burenkrieges waren zu viel für seine Konstitution. Sein Herzleiden vergrößerte sich zu einer Herzbeutelwassersucht, während sein Freund Dr. Jameson ihn behandelte. Lange flackerte seine Vitalität auf und ab. In den letzten Monaten seines Lebens mußte er Tag und Nacht sitzend in einem Lehnstuhl zubringen, um nur atmen zu können. Schließlich konnte er nur noch durch künstliche Sauerstoffzufuhr erhalten werden. Zum Schluß wurde er aus seinem herrlichen Sitz bei Kapstadt, „Groote Schuur", nach Muizenberg in eine seiner kleinen Villen überführt, wohin er sich mit wenigen seiner besten Freunde zurückzog. Dort wurde er am 26. März 1902 von diesem Dasein erlöst, an welchem er so schwer getragen hatte. Tragisch, wie das seines großen Gegners Krüger, war auch sein Ende. Ein Aufzucken ging durch die ganze britische Welt. Sein Ende wurde überall als persönlicher Verlust empfunden.

Ich selbst habe die imposante Totenfeier für diesen großen Mann zu St. Paul's in London mitbegangen. Etwas über neunundvierzig Jahre war er geworden. Seine Eigenart tritt daraus hervor,

daß er auf seinen Wunsch einsam und einfach auf der sogenannten „Worlds View“ („Ausblick auf die Welt“) oben in den Matoppo Hills in Rhodesien, welches er so sehr geliebt hat, bestattet liegt, von wo der Blick nach den vier Seiten des Firmaments weit in die Lande offensteht. Eine einfache Platte bedeckt sein Grab, auf der geschrieben steht: „Here lie the remains of Cecil John Rhodes“ („Hier liegen die sterblichen Reste von Cecil John Rhodes“). Kein Rang, kein Titel.

Ein Denkmal, aere perennius, hat er sich in seinem letzten und endgültigen Testament selbst gesetzt. Darin kommt, gegenüber dem ersten Testament, der gereifte Staatsmann Rhodes zu Worte. Es ist vom 1. Juli 1899 datiert. Außer einigen persönlichen Bestimmungen interessiert uns hier, daß er seine großen Farmen bei Buluwayo und in Inyanga zu Musterfarmen für die Erziehung der Ansiedler von Rhodesien hergibt. Dahin gehören auch £ 10 000, welche er dem Verwalter, den ich selbst 1899 auf seinem Besitz in Inyanga getroffen hatte, einem Mr. Grimmer, hinterließ. Ferner vermachte er seinem alten Universitäts-College Oriel in Oxford die Summe von £ 100 000 für bauliche und andere Zwecke. Die Familie Rhodes bekam nur den Landsitz Dalston bei London, solange sie existiere. Da heißt es bezeichnenderweise: „Solange die einzelnen Mitglieder

für ihren Lebensunterhalt arbeiteten, da er nicht wünsche, daß sie das würden, was er ‚loafers' oder ‚Landstreicher' nenne."

Von der Gründung einer geheimen Gesellschaft zur Begründung der alleinigen britischen Weltherrschaft ist keine Rede mehr. Dagegen findet sich der bemerkenswerte Satz, daß Rhodes den ewigen Frieden auf der Erde für gesichert hält, wenn das Britische Reich, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika sich mehr und mehr verstehen lernten. Ein solches Einverständnis sei zu erwarten, wenn diese drei Großmächte sich mehr und mehr geistig durchdrängen. Deshalb gründete er eine Reihe von Stipendien in Oxford, unter anderen für jeden Staat und jedes Territorium der Union je zwei, und fünf deutsche von je fünftausend Mark jährlich. Diese soll der Deutsche Kaiser immer an würdige Studenten verteilen, und zwar an solche, welche sich nicht nur in den Wissenschaften hervortun, sondern auch männliche Sports betreiben, wie Kricket, Fußball usw., und solche, welche sich durch ehrenwerte Gesinnungen auszeichnen. Er setzte ferner eine große Menge britischer und britisch-kolonialer Stipendien fest.

Was würde ein solcher Mann beim heutigen Weltkrieg über seine Landsleute denken, welche seinem Geist geradezu entgegenwirken! Und was mögen diese von seinen Auffassungen halten!

Ich kann mir wohl vorstellen, daß Cecil Rhodes und Kaiser Wilhelm II. sich verstanden, denn der Kaiser ging von vornherein von denselben Grundanschauungen in seiner Politik aus, wie ich persönlich zu wissen in der Lage bin.

Ich kann meinen Lesern, welche die Eigenart des großen britischen kolonialen Staatsmannes unmittelbar kennenzulernen wünschen, nur raten, das Testament vom 1. Juli 1899, welches das endgültige geblieben ist, gründlich im einzelnen durchzulesen. Sie werden von manchen Irrtümern und Verkennungen seiner Persönlichkeit frei werden.

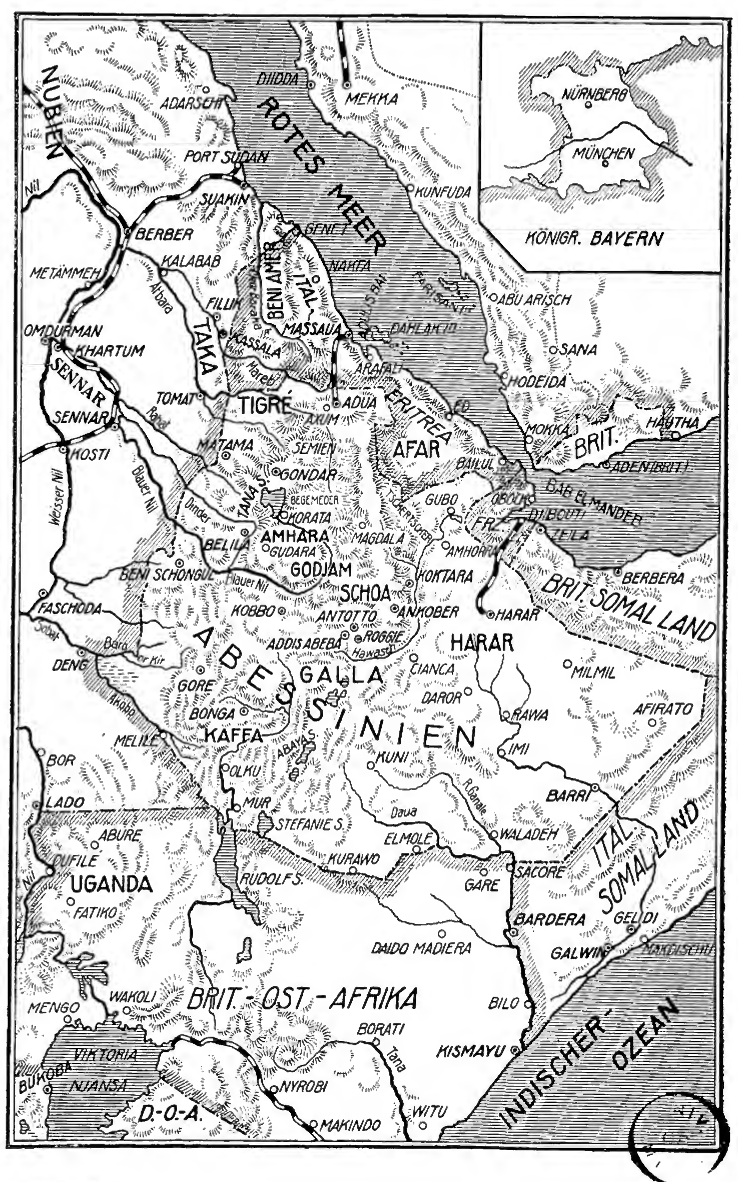
Tragisch ist sein Ende gewesen, und mehr, als er im Leben hat schaffen können, ist die Aufgabe, welche für seine Überlebenden zurückgeblieben ist.

Kaiser Menelik II.
von Abessinien

Zwischen 2—3000 v. Chr. machten sich in Arabien größere Völkererschütterungen bemerkbar. Das war die Zeit, als von dort aus eine größere Völkerwanderung den ostafrikanischen Kontinent entlang bis etwa zum Kap Corrientes vordrang: die sogenannten Phönizier oder Punier. Eine zweite Völkerwelle wendete sich gegen Norden durch das Rote Meer bis zur Küste Kanaans und später auch Nordafrikas, wo sie sich in Tunis und dem heutigen Algier niederließ. Im Zusammenhang mit diesen Völkerbewegungen zogen augenscheinlich auch iranische Stämme, die Arier, über den Hindukusch in das Gangestal und nach Nordindien. Andererseits drangen die Hawaschi oder Habesch über die Meerenge Bab el Mandeb nach dem heutigen Abessinien, wo sie ihre Herrschaft mit der alten Hauptstadt Jeha gründeten, vor. Hier haben sie sich stark mit hamitischen, jedenfalls auch mit negroidischen Bevölkerungsstämmen vermischt: mit den Gallas und Somali und wahrscheinlich auch nilotischen Völkern. Als ihre

eigentliche Sprache brachten sie von Arabien das Amhara herüber. Schon in sehr früher Zeit haben sie von hier aus enge Beziehungen zu dem alten Ägypten geknüpft. Bald finden wir Pharaonen in Jeha und später in Axum, bald erscheinen Äthiopier auch am Nil herrschend. In Adulis, dem abessinischen Hafen, befindet sich schon frühe ein ägyptischer Handelsplatz. Auf der anderen Seite bestanden sehr alte Beziehungen zu dem Judenreiche in Palästina. Es scheint, daß die Abessinier sich ursprünglich der jüdischen Religion angeschlossen hatten; ein Beweis dafür ist unter anderem die Legende von dem Verhältnis, in welchem die Königin Bilkis oder, wie die Abessinier sie nennen, Maketa zu dem König Salomo gestanden haben soll, von welchem sie in dem siebzehnten Jahre ihrer Herrschaft einen Sohn gehabt habe, den sie Menelik ibn Hakim (d. h. Sohn des Weisen) nannte. Von ihm leitete sich eine sabäisch-salomonische Dynastie ab, welche in Abessinien von etwa 800 v. Chr. bis 1000 n. Chr. geherrscht hat. Noch bis heute befindet sich in Abessinien eine starke jüdische Gemeinde, die sogenannten Falascha, welche kurz nach 1000 n. Chr. die sabäisch-salomonische Dynastie absetzte und die Herrschaft des Landes antrat.

In sehr alter Zeit drangen die Habesch auch erobernd bis in das Seengebiet von Zentral-Ost-


NUBIEN
ROTES MEER
DJIDDA
MEKKA
ADARSCHI
PORT SUDAN
KUNFUDA
NÜRNBERG
MÜNCHEN
KÖNIGR. BAYERN
Nil
SUAKIN
BERBER
KALABAB
METÄMMEH
Atbara
FILLIK
BENI AMER
ITAL.
NAKFA
TAKA
ABU ARISCH
OMDURMAN
KHARTUM
KASSALA
MASSAUA
DAHLAK I.
SANA
SENNAR
Mareb
ARAFALI
HODEIDA
TOMAT
TIGRÉ
ADUA
ERITREA
AXUM
SENNAR
KOSTI
MATAMA
SEMIEN
AFAR
MOKKA
BRIT.
HAUTHA
BAILUL
ADEN
Weisser Nil
Blauer Nil
GONDAR
TANA S.
BEGEMEDER
KORATA
GUBO
OBOK
BAB EL MANDEB
DJIBOUTI
FR.
Dinder
BELILA
AMHARA
MAGDALA
AMHORA
ZEILA
GUDARA
GODJAM
BENI SCHONGUL
Blauer Nil
KOKTARA
BERBERA
SCHOA
BRIT. SOMAL LAND
FASCHODA
KOBBO
ANTOTTO
ANKOBER
HARAR
Sobat
ABESSINIEN
ADDIS ABEBA
ROGGIE
Hawasch
HARAR
DENG
GALLA
CIANCA
MILMIL
GORE
DAROR
BONGA
RAWA
AFIRATO
KAFFA
MELILE
ABAYA S.
KUNI
IMI
BOR
OLKU
R. Ganale
BARRI
LADO
MUR
Daua
STEFANIE S.
ABURE
ELMOLE
WALADEH
DUFILE
KURAWO
SACORE
ITAL. SOMAL LAND
UGANDA
RUDOLF S.
GARE
FATIKO
BARDERA
GELDI
DAIDO MADIERA
GALWIN
MAKDISCHU
MENGO
WAKOLI
BRIT.-OST-AFRIKA
BILO
BORATI
Tana
KISMAYU
INDISCHER-OZEAN
VIKTORIA
BUKOBA
NJANSA
NYROBI
D.-O.-A.
WITU
MAKINDO

Abessinien.

afrika vor, wo sie sich noch heute in Uganda als Baima finden, an der Westseite des Victoria-Sees in Ruanda, als Wahuma und auch im Süden des Victoria-Sees, scharf abgesondert von der Bantu-bevölkerung, als herrschende Kaste über dieser lagernd. Die Salomonische Dynastie, welche sich in Schoa gehalten hatte, trat um 1300 noch einmal die Herrschaft des gesamten Abessinien an.

Inzwischen war das Land jedoch stark von Byzanz beeinflußt worden. Im 3. Jahrhundert n. Chr. sollen nach abessinischer Überlieferung zwei schiffbrüchige Byzantiner, Frumentius und Atanasius, welche ein Stück des Kreuzes der Königin Helena mit sich führten, an der Küste des Roten Meeres gestrandet sein und das Volk wie den Kaiser, oder wie man ihn in Abessinien betitelt, den Negus Negesti, zum christlichen Glauben bekehrt haben. Dies war noch vor dem Konzil von Nicäa, und das Christentum, welches somit nach Abessinien kam und dort bis auf den heutigen Tag besteht, war eine Abart des koptischen in Ägypten und untersteht dem Patriarchen von Alexandria, welcher ihm seinen Abuna, sein Oberhaupt, regelmäßig einsetzt, sich sonst aber um die abessinische Kirche nicht kümmert.

Somit ragt Abessinien in unsere Gegenwart hinein wie ein Stück übriggebliebenen Byzantinismus. Wie die Kirche, erscheint auch sein Be-

amtentum als ein Stück der alten byzantinischen Welt, und ebensolchen Eindruck erweckt auch das gesamte Volksleben. Trotzdem es ein außergewöhnlich fruchtbares Gebiet ist, hat sich die Landwirtschaft nie über gewisse rudimentäre Anfänge hinaus entwickelt. Auch das Handwerk ist nicht über die Grundanfänge hinausgekommen. Nur die Malerei hat es unter byzantinischen Vorbildern zu einigen respektableren Leistungen gebracht. Originell ist es, daß auf den Bildern die Abessinier immer mit weißen, und ihre Feinde, zum Beispiel auch die Italiener, mit schwarzen Gesichtern dargestellt werden. Der Abessinier ist der Anlage und Neigung nach wesentlich Händler und zieht es neuerdings auch vor, sich seine Bedarfsartikel aus Nordamerika und Italien einzuhandeln, anstatt sie selbst zu fabrizieren.

Es ist außerordentlich schwierig, dem europäischen Leser eine tropische Alpenlandschaft anschaulich zu kennzeichnen, wie Abessinien ist. Denn, wenn man auch sagen mag, die Reisenden fühlen sich gewöhnlich an die Hochalpen erinnert, so vermag doch nichts das Licht der Tropenwelt auch nur annähernd zu schildern, wie es hier herrscht. Auch läßt sich die Üppigkeit tropischer Vegetation nicht veranschaulichen, wie sie in Abessinien gedeiht. Die Schweiz und Tirol sind schal und ärmlich, verglichen mit der Fülle und dem

Reichtum tropischer Üppigkeit. Und doch werde ich eine Schilderung des Landes versuchen müssen, um meinen Lesern die Persönlichkeit des Kaisers Menelik in seiner Umgebung deutlich zu machen.

Abessinien zieht sich etwa vom 16. bis nahezu zum 8. Grad nördlicher Breite, ziemlich nahe dem 40. Grad östlich von Greenwich, zwischen den beiden Hauptverkehrsadern der Alten Welt: dem Roten Meer und dem Nil hin. Es hatte vor der Erweiterung, die Menelik ihm gab, etwa einen Flächenraum von 333 280 qkm, übertraf also die Größe Italiens um etwa 50 000 qkm, während seine Bevölkerung damals nur auf 3 Millionen Köpfe geschätzt wurde. Es ist eine große vulkanische Erhebung zwischen den beiden Stromgebieten, welche ihre reichen Gewässer nach beiden Seiten entsendet, bis zu 2500 bis 3000 m aus den es umziehenden Ebenen emporsteigend, mit Bergeshöhen von über 4600 m. Bei etwa 1500 m herrscht Trachyt vor, der oft von mächtigen Basalten durchsetzt ist. Diese Uroberfläche Abessiniens wurde durch zwei aufeinander folgende vulkanische Revolutionen zerrissen, zerklüftet und in unzählige kleinere Riffe zerspalten. Dadurch wurde die Oberfläche ein großes Eisentonlager. Unter diesem roten Eisenton folgt Sandstein. Bei einer zweiten vulkanischen Katastrophe ergossen sich zahllose Lavaströme in die Tiefe.

Die Eingeborenen teilen das ganze Abessinien seiner Höhenlage nach in drei Zonen. Die unterste Partie ist eine Art Tiefland, die Kola. Sie hat weniger als 1500 m Meereshöhe. Hier findet sich eine überaus üppige tropische Vegetation: „Waldungen von Tamarinden, Kigelien, Baobabs, Sykomoren und Ölbäumen wechseln ab mit herrlichen, reich bewässerten Weideplätzen und mit den von Aloes, Mimosen, Euphorbien, Akazien und unzähligen Blumen wie mit farbigen Teppichen überdeckten Felspartien. Unter den Blumen verdient besonders genannt zu werden die herrliche, aber giftige, rankende Prachtlilie, die unter dem Namen Gloriosa oder Methonica superba bei uns eine hervorragende Zierde der Gewächshäuser ist. Das Land ist hier überaus fruchtbar, aber der Aufenthalt ist wegen der vielen Feuchtigkeit sehr gefährlich, und es werden diese Gegenden daher von den Eingeborenen möglichst gemieden. Hier ist der Tummelplatz zahlreicher Herden von Büffeln, Elefanten und Flußpferden, vieler Arten von Antilopen, zu denen sich auch Löwen, Leoparden, Hyänen und andere Raubtiere gesellen." (Heuchlin, Reise nach Abessinien, S. 220.)

Die zweite Stufe heißt Woina-Deka, und ist benannt nach dem hier vielfach vorkommenden Weinstock. Heuchlin schätzt sie auf die Höhe von 1575 bis 2150 m. Hier finden sich herrliche Wälder

von Nadelhölzern, von Zedern und Wacholderbäumen, von Pisangs und Feigenarten. In den tieferen Lagen kommt der Zitronenbaum wild vor. Der Weinstock ist hier zu Hause und nicht weniger der Kaffeestrauch. Letzterer hat hier seine Urheimat; in Enarea und Kaffa, zwei südabessinischen Landschaften, kommt er sogar weit und breit wild vor. Wahrscheinlich ist er von hier nach Arabien gelangt.

Die dritte Stufe, von 2150 m bis zur Höhe von etwa 3700 m, wo die Grenze der landwirtschaftlichen Kultur sich findet, heißt die Deka. Sie umfaßt fast das ganze eigentliche Abessinien. Die Deka wird gekennzeichnet in ihrer Vegetation durch reiche Alpenwiesen, mit unzähligen farbenprächtigen Blumen übersät, wie diese überhaupt kaum in einem anderen Lande in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit sich finden. Sie wird ferner gekennzeichnet durch den stattlichen und nützlichen Kussobaum, die baumartig sich erhebende riesige Kugeldistel und die merkwürdige palmenartige Dschibarra. Einzelne Gebirge steigen noch um 600 bis 700 m über die Vegetationsgrenzen empor. Da findet sich dann zerklüftetes, wildes Alpengebirge, im Winter Kälte und Eis genug, aber kein ewiger Schnee.

Im Gegensatz zu den ungeheuren Ebenen, die Abessinien umgeben, ist dieses Land selbst außerordentlich reich an Wasser. Aus dem Norden Abessiniens fließen die Gewässer dem im Lande der

Wasa und Bogos entspringenden Baraka zu, während im äußersten Süden der Hawasch entspringt, der dem Roten Meer zufließt, aber vorher in sumpfigen Niederungen sein Ende findet. Dazwischen bilden sich eine Reihe von Strömen, die dem Nil zueilen: vor allem der Abai oder Blaue Nil. Die Regenzeit stellt sich mit dem 24. Juni ein. Sie schwemmt das fruchtbare vulkanische Alluvium nach Ägypten hinunter und bewirkt die ägyptischen Überschwemmungen, denen das Niltal seine große Fruchtbarkeit verdankt. „Die aufgelösten vulkanischen Massen sind," sagt unser Landsmann Dr. Rüppell, „indem sie in den zur Regenzeit aufschwellenden Flüssen fortgeschwemmt werden, die Elemente jener fruchtbaren Erdablagerungen, welche der Nilstrom längs seinem ganzen Laufe seit Jahrtausenden alljährlich absetzt."

Dieser Blaue Nil entspringt mitten im Hochlande von Abessinien und eilt dann in 110 km langem Laufe einem großen Gebirgssee zu, dem er, wie der Weiße Nil dem Victoria-See, als mächtiger Fluß entströmt. Dieser See liegt im südlichen Teile Abessiniens in einer Höhe von 1750 m (nach anderen 1911 m) über dem Meeresspiegel und umfaßt nach Andree etwa 3750 qkm. Dieses Gewässer, Tana- oder Zanasee, umschließt viele kleinere und größere fruchtbare Inseln. Zwischen ihm und den ihn umgebenden Bergen dehnen sich reiche Gefilde und

Weiden stundenweit aus. Die Stromlänge vom Tanasee bis Chartum beträgt 1515 km.

Das Klima Abessiniens ist das herrlichste der Welt. Im wesentlichen ein ewiger Frühling. In den mittleren Höhen schwankt die Durchschnittstemperatur zwischen 18 bis 25 °C. Natürlich fällt das Thermometer auf den hohen Bergen viel tiefer. Die Sonne ist brennend heiß, der Himmel fast das ganze Jahr hindurch tiefblau. Im April bedecken ihn zwischen zwei und drei Uhr die vom Ostwind getriebenen, von der Küste kommenden Wolken, aber bald verschwinden sie wieder, dann wird es wieder schön bis zu Mitte Juni, wo die eigentliche Regenzeit einsetzt, die vier Monate dauert. Aber auch in der sogenannten trockenen Zeit regnet es gewöhnlich wöchentlich einmal.

Die zwischen 2285 bis 2850 m gelegenen Hochländer, wie Semién — die Wasserscheide des Roten Meeres und Nilgebietes —, Begemeder, das Innere von Godscham, namentlich die Gebirge um die Quellen des Blauen Nils, sind meist eben und abwechselnd mit sanften Hügeln und Höhen bedeckt, die eine 2—8 Fuß mächtige, sich nie erschöpfende Humusdecke tragen. In allen diesen Ländern wird die vierreihige Gerste kultiviert, während die zweireihige nur zwischen 2000 bis 2500 m Meereshöhe angebaut wird und zwischen 2285 bis 2500 m die verschiedenen Arten des Weizens gedeihen. In

derselben Höhe kommt der Flachs am besten fort. Zwischen 2000 bis 1500 m gedeihen vorzüglich folgende Getreidearten: Tiêf, das wertvollste und schmackhafteste Korn; Mais oder Maschilla; Dakuscha, die besonders zur Bierbereitung dient; Nuk, welche ein vortreffliches Speiseöl liefert und in großer Menge angebaut wird; Schimberra, eine Wickenart; Erbsenarten; Saubohnen. Als Gemüse gelten viele Melonensorten, spanischer Pfeffer, Linsen, Zwiebeln, Kohl usw. Auch kommt die Baumwolle gut fort. Die Abessinier lieben, ihre sämtlichen Speisen stark zu pfeffern. In einigen Gegenden baut man auch vortreffliche Gurken; die Banane oder Mus (Musa paradisiaca) wird zwischen 1430 bis 2100 m kultiviert. Darüber wächst eine kleine Bananensorte, die Hense t. Die Früchte sind nicht eßbar, dagegen liefern der fleischige Stamm und die Blattrippen in gekochtem Zustande eine nahrhafte, wohlschmeckende, den Kartoffeln ähnliche Speise, welche in manchen Gegenden die Hauptnahrung der Bewohner ist. Der Wein kommt zwischen 1430 bis 2150 m vor. Doch die Abessinier kennen weder Pflege noch Wartung des edlen Gewächses, dessen Verschneiden ihnen ein unbekanntes Ding ist. Das Land vermöchte indes, unter deutscher Leitung, ein Weinland ersten Ranges zu werden. Das einzige Ackerwerkzeug, welches die Abessinier kennen, ist ein sehr primitiver Pflug, mit

welchem sie die Oberfläche in unregelmäßigen Kurven einritzen, so daß das Land nachher aussieht, als ob wilde Schweine es umgewühlt hätten. Das Unglück Abessiniens ist überhaupt die Faulheit und die Verkommenheit seiner Bewohner.* Wie schon gesagt, ragt dieser Feudalstaat mit seinem ausgesprochenen Bureaukratismus und seinem abergläubischen Kirchentum wie ein Stück des alten Byzanz in unsere moderne Gegenwart hinein.

Von dieser Perspektive aus muß man auch die Geschichte Meneliks II. erfassen, wenn man sie verstehen will. Das ganze Volk ist in eine Reihe von Rangstufen eingeteilt, welche sich auch nach einer Kleiderordnung unterscheiden. Es gibt gar keine festen Gehälter, sondern der Negus Negesti teilt den einzelnen Ländereien zu, von denen sie ihm noch Erträge abliefern müssen. So ist einer immer abhängig von dem andern. Im ganzen Lande herrscht ein Servilismus, welcher wirklich an das Byzanz des 4. Jahrhunderts nach Christo erinnert. Durch Servilismus und Speichelleckerei macht man in Abessinien Karriere, nicht durch Leistungen für den Staat. Dagegen übernimmt dieser es nicht, dem einzelnen Rechtssicherheit für sein Eigentum zu garantieren. Überhaupt ist das

* Siehe zu dieser ganzen Darstellung Abessiniens E. F. A. Münzenberger: Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit.

Rechtswesen willkürlich und beruht hauptsächlich auf Bestechung. Infolgedessen hat sich in ganz Abessinien nicht nur als Recht, sondern als heilige Pflicht der einzelnen Familienmitglieder die Blutrache entwickelt. Dies steht auch der wirtschaftlichen Betätigung von Europäern in diesem herrlichen Lande entgegen. Das Volk ist infolgedessen im allgemeinen bettelarm. Die Arbeit liegt im wesentlichen dem weiblichen Teil der Bevölkerung ob. Der Mann faulenzt in den Tag hinein, liebt es, seine Tage und Abende bei Musik und Tanz zuzubringen, ist zwar tapfer und kühn, aber wollüstig und verkommen.

Worin besteht nun das geschichtliche Verdienst des Kaisers Menelik im Gegensatz zu seinen Vorfahren?

Eine Reorganisation seinem senilen Volke im modernen Sinne hat er nicht gebracht, ja nicht einmal versucht, wohl aber hat er das auseinanderfallende Abessinien von neuem nach Art der alten Salomonisch-Sabäischen Dynastie geeinigt. Er hat an dieser einen Stelle Afrikas der europäischen Expansion ein Halt geboten, indem er die Italiener bei Adua geschlagen hat. Auf der anderen Seite hat er ein reges technisches Talent und hat manche Errungenschaften der europäischen Zivilisation seinem greisenhaften Staatswesen gewonnen. Wenn Abessinien heute durch zwei Bahnlinien von

Zeila und Djibuti mit dem Weltmeer verbunden ist, wenn in Addis-Abeba, der Hauptstadt, elektrisches Licht zu haben ist, wenn Abessinien mit Djibuti und Chartum, und dadurch mit dem Weltverkehr, durch Telegraph und Telephon verbunden ist, wenn man auf den Bergwegen des uralten Habesch mit Automobilen spazierenfahren kann, wenn die Sicherheit im Lande so groß ist, daß die Erpressungen von Fremden durch die Großen des Landes oder direkte Räuberbanden aufgehört haben, und jeder, der mit einem Paß des Königs versehen ist, ungefährdet mit einem Spazierstock durch das herrliche Alpenland wie durch die Schweiz und durch Tirol marschieren kann, so dankt die Welt das neben manchem anderen dem Kaiser Menelik II. Er ist eine eigenartige Erscheinung, der, wie Japan in Ostasien, die Monopolisierung der Erde durch die weiße Rasse in Ostafrika zum Stehen gebracht hat. Wie Paul Krüger in Südafrika, so war Menelik II. in Nordostafrika der wahre Vertreter seines Volkstums.

Geboren am 18. August 1844 als Sohn des damaligen Kronprinzen Ailu Melekott zu Ankover in Schoa, geriet er sehr bald in die Wirren der damaligen abessinischen Politik. Sein Großvater, Salé-Selassé, hatte seinen älteren Sohn, den tatkräftigen Mangascha, zugunsten seines jüngeren — eben dieses Ailu Melekott — entthront. Da-

durch kam Meneliks Linie zur Herrschaft von Schoa. Der Kaiser Johannes hatte einen Vergleich zwischen ihm und seinem Onkel Mangascha vermittelt, welcher auf den Thron verzichtet hatte, gegen die Überlassung großer Ländereien. Wie ein roter Faden — sagt Rosen — zieht sich durch die jüngeren Jahre Meneliks das Streben nach Legitimierung seiner Ansprüche auf Schoa und später auf ganz Abessinien. Schon sein Name war volkstümlich. Der erste Menelik war nämlich der Sage nach der Sohn der Königin von Saba und Salomos gewesen. Seit 3000 Jahren hatte kein Menelik mehr auf dem Thron Abessiniens geherrscht. Menelik II. war gewissermaßen für die Abessinier der neuerstandene Friedrich Barbarossa, der die alte Reichsherrlichkeit wieder erneuern sollte. Nicht die Erfolge seiner Waffen allein machten Menelik zum populärsten Fürsten, nicht zum geringsten Teil verdankt er seine Stellung seinem steten Bemühen, die zerrissenen Fäden der Tradition wiederaufzunehmen.

Von jeher hatten die abessinischen Herrscher oft ihre Residenz gewechselt. Die älteste Hauptstadt war augenscheinlich Jeha, ein Ort, nicht weit von Adua, dessen Ruinen Theodore Bent erforscht und beschrieben hat. („The sacred City of the Ethiopians.") Jeha wurde von Axum abgelöst. Von hier verbreiteten tatkräftige Kaiser das Christentum

über ganz Abessinien und zwangen ihre Oberherrschaft auch der gegenüberliegenden Küste von Arabien, dem alten Stammlande Saba auf. Zwischen 1632 und 1667 entwickelte sich Gonda zur Residenz. Theodor verlegte sie im 19. Jahrhundert von Gonda in die Bergfeste Magdala, welche von Lord Napier erstürmt ward, wobei sich Kaiser Theodor selbst erschoß. Sein Nachfolger Johannes lebte in wechselnden Kriegslagern. Als er gegen die Mahdisten bei Metemma gefallen war, ließ sich Menelik II. in Antoko vom Abuna zum Negus Negesti von Abessinien krönen. Es unterstützte ihn hauptsächlich die kirchliche Partei des Landes. Seine Ansprüche gingen hernach sehr weit. Sie umfaßten die folgenden Länder: Abessinien, Tigré, Amhara, Godscham, Schoa, das Land der Beni-Amer und seine Nachbargebiete, das Land der Afar, der nördlichen Somali, der Gallas, der Sidama und Harrar und seine Nachbargebiete, im ganzen ein Reich von über 600 000 qkm mit etwa neun Millionen Einwohnern.

Mit dem Erben des Königs Johannes, dem Ras Area Selassi, suchte er sich dadurch auszugleichen, daß er seine Tochter Sanditu mit diesem vermählte. Area Selassi ist aber dann schon 1888 nach kinderloser Ehe gestorben. Überhaupt scheint Menelik die Johannes-Partei durch diplomatische Mittel gewonnen zu haben.

Gleich nach seiner Krönung verließ er Ankober und wählte Antotto zur Residenz. Hier hatten früher einmal die Herrscher des alten Reiches gesessen, und mit dieser Übersiedlung hörte Menelik II. auf, bloßer König von Schoa zu sein, und wurde zum Negus Negesti des gesamten Abessinien. Antotto liegt auf dem südöstlichen Vorsprung des abessinischen Hochlandes. Aber er fand hier das Klima zu kalt und die Wasserbeschaffung zu schwierig und baute alsbald 500 m tiefer eine neue Residenz: Addis-Abeba (d. h. „neue Blume").

Die ungeheure Ausdehnung Abessiniens, welche größer ist als die des Deutschen Reiches, erzwang Menelik durch zwei siegreiche Schlachten. Einmal, in den achtziger Jahren, durch die Schlacht bei Schalanko im Tschertschergebirge gegen Süden, in der er die Macht der arabisch-türkischen Herren in Harrar brach. Diese Eroberung setzte hernach sein Freund, der russische Graf Leontiew, bis über den Rudolf-See hinüber fort. Sodann 1896 durch die bereits erwähnte Schlacht bei Adua gegen das protektoratlüsterne Italien. Sein weit größeres Verdienst besteht nach Dr. Zintgraff, der 1907 bis 1909 in Abessinien gelebt und 1908 deutscher Geschäftsträger, 1909 Staatsrat beim König selbst war, wohl darin, daß er es verstanden hat, in dem großen Gebiet eine mustergültige Ordnung herzustellen.

Vor allem hat er eine Armee mit ganz moderner Bewaffnung geschaffen. Die Wehrpflicht ist allgemein im Lande, und dadurch ist Abessinien der politische Faktor geworden, der es heute in der Welt ist.

Menelik besaß 150 000 aktive Soldaten, außer einer starken Reserve. Die Italiener haben diese Waffe 1896 bei Adua zu spüren bekommen, und es ist sehr wunderbar, daß die kaiserlich deutsche Regierung nicht versucht, sich diese Beihilfe jetzt für den gegenwärtigen Weltkrieg zu sichern. Ich glaube, Abessinien würde, falls es auf unsere Seite treten würde, den Kampf um Ägypten und den Sudan entscheiden können. Sehr wohl würde ein geschickter Unterhändler es fertigbringen, diese Kraftmasse gegen die Italiener bei Massauah und die Briten in Berbera und im Sudan in Bewegung zu setzen. Der Negus, der bei der Verteilung Afrikas gehört sein will, dehnt seine Ansprüche sowohl nach Westen aus, wo er die Landschaft Taka, zwischen den Flüssen Mareb und Atbara, die Hochtäler des Rabat und Dinder, ebenso wie das Becken des Sebus und das ganze rechte Ufer des Sobat beansprucht, wie er im Osten die Häuptlinge der Afar, die die Ebenen am Roten Meer von Arafali bis zu den französischen Besitzungen beherrschen, als seine Untertanen betrachtet. Die Bevölkerung dieses Gebietes ist zum größten Teil eine stark gemischte, vornehmlich im Süden, in die der Islam

gedrungen ist, infolge der Verbindung des herrschenden Volksstammes, der Südaraber, mit Sklaven.

Doch nimmt man heute an, daß die Völker Ostafrikas nördlich vom Äquator einem Stamm angehören: den aus Asien in frühen Zeiten eingewanderten Semiten, welche die autochthone Negerbevölkerung nach Süden und Westen drängten. Ursprünglich wurde auch im ganzen Nordostafrika eine Ursprache geredet, eben das Urarabische. Indes haben sich im Verlauf der Jahrhunderte eine Reihe von Dialekten oder Jargons, entwickelt, welche heute als ebenso viele verschiedene Sprachen erscheinen. Ich halte es für überflüssig, sie hier alle aufzuzählen. Denn für die meisten meiner Leser würden sie nur ebenso viele tote Namen sein; die Semitologen aber, welche diese Schrift in die Hand nehmen sollten, finden sie in jedem guten allgemeinen Nachschlagebuch. Der größere oder geringere einheimische Einschlag wird für ihre verschiedene Gestaltung entscheidend gewesen sein. Sie alle sind bestimmt durch eine Reihe gutturaler Töne, wie das ursprüngliche Arabisch selbst.

Nach der Schlacht von Adua wurde der Friede zu Addis-Abeba geschlossen, in welchem Italien seinen Anspruch fallen ließ, die auswärtigen Beziehungen Abessiniens mit den Großmächten zu führen. Aber die Grenzregulierung mit Italien hat immer noch nicht stattgefunden.

Das kirchliche Leben hat Menelik nicht reformiert, es ist rein äußerlich. Die Geistlichkeit ist sehr unwissend und versteht es nur, den hergebrachten Gottesdienst auszuüben. Etwa jeder dritte Tag ist ein Festtag.

Jeden Sonntag pflegte Menelik in Adaraschi auf seine Kosten 3—4000 Menschen — vor allem seine alten Soldaten — zu bewirten. Dazu wurden jedesmal 200 Ochsen geschlachtet und 10 000 flache abessinische Brote und 3—4000 Liter Tetsch verteilt. Tetsch ist ein altes nationales Getränk, eine Art Honigmet. Außerdem gibt es in Abessinien ein leichtes helles Bier — das Gallabier —, Schnäpse und Arrak.

Der Negus Menelik war eine große, stattliche Erscheinung. Aber seine Hautfarbe war dunkel und gab ihm etwas Negerhaftes. Seine Mutter war aus dem Volk der Galla gewesen, und daher stellte er eine Mischung von Semit und Galla dar. Sein Gesicht war durch Pockennarben entstellt. Trotzdem fesselte es den Beschauer durch den Ausdruck von Kraft, Würde und Gutmütigkeit und vor allem durch seine jugendlich lebendigen Augen. Sein Mund war energisch, kräftig gezeichnet, aber frei von jeder Sinnlichkeit. Beim Gespräch umspielte ihn ein Zug großer Liebenswürdigkeit. Sein krauser Bart fing in den letzten Jahren seines Lebens an, grau zu werden. Sein

Gesicht zeigte den nachdenklichen, energischen Mann, es hatte einen Ausdruck, in dem sich ein von Ironie freier Skeptizismus, Intelligenz, Pfiffigkeit, Ernst, Humor, Gutmütigkeit und Willensstärke mischten. Er hatte feine, gut gepflegte Hände und schrieb eine schöne Handschrift. Seine Sprache war amharisch, und er war ein sehr unterhaltender Gesellschafter. Seine Erholung war die Jagd. Sein Privatleben zeigte wenig Unterschied von dem seiner Großen und seines Volkes. Sein Regiment war ein rein patriarchalisches, jeder konnte ihm nahen. Er pflegte sich über alles sehr genau zu unterrichten und ordnete alles selbst an. Gegen Europäer war er mißtrauisch, besonders gegen seine Grenznachbarn: die Engländer, Italiener und Franzosen, die sein Land bereits in Interessensphären verteilt hatten. Er hatte einen sehr klaren Blick für die europäische Politik, und wenn er noch lebte, würde er wahrscheinlich heute sein Land an die Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns stellen.

Die Kriminalgerichtsbarkeit übte Menelik selbst aus. Die Todesstrafe bestand in der alten jüdischen Form des Steinigens, doch war sie sehr selten und ruhte eigentlich nur auf dem Verbrechen des Elternmordes. Bei geringeren Vergehen entschied der oberste Richter als „Afa-Negus", als „Mund des Negus" mit der Anrufung „ba Menelik", „bei

Menelik". Dies war zu seiner Zeit die allgemeine Beschwörungsformel in ganz Abessinien, ein Beweis, wie populär der Kaiser unter seinem Volke war. Bei dieser Anrufung wurden auch die Verhaftungen im Lande vorgenommen. Außer der Todesstrafe gab es noch die Peitschenstrafe und die Strafe des Verstümmeltwerdens. Diese wurde besonders verhängt bei wiederholtem Diebstahl.

Als Menelik auf das Grausame einer solchen Strafe hingewiesen wurde, antwortete er: „Ihr sprecht von dem Standpunkt des Europäers, und als wenn meine Untertanen in eurer Kultur und euren Ideen erzogen wären. Ich habe keine Gefängnisse, denn ich will nicht, daß Verbrecher von den fleißigen, arbeitenden Leuten ernährt werden. Auch würde man sie nicht sehen und sie hinter ihren Mauern vergessen. Jetzt gehen sie bis an ihr Lebensende verstümmelt umher, eine wandernde Warnung für alle."

Wie gerecht Menelik im übrigen seine richterliche Pflicht auffaßte, zeigt der folgende Fall: Im Jahre 1897 wurde der rebellische, stolze König von Kaffa nach langem Widerstande endlich besiegt und als Gefangener vor Menelik gebracht. Dieser thronte in seinem Gerichtssaal, wo er Recht zu sprechen pflegte. Der König, dessen Hände gefesselt waren, warf sich vor ihm in den Staub. Auf seinem Nacken war ein schwerer Stein befestigt.

Bei dem Anblick seines langjährigen Widersachers fühlte Menelik heiß sein Blut emporwallen und er kämpfte schwer seinen Zorn nieder, um das Urteil wie immer in Ruhe und Würde aussprechen zu können. Sein Hofstaat mißverstand dies lange Schweigen, und bald fing ein Gemurmel an, das immer lauter wurde: „Dieser Rebell! Was hat er nicht alles verbrochen!" usw. Da gebot ein Wink Meneliks Schweigen. „Stehe auf!" sagte er mitleidig, „wirf den Stein von Dir. Du bist weniger schuldig als diese Leute, welche einen Mann veranlassen wollen, im Zorn zu richten."

Dr. Zintgraff, welcher, wie ich schon erzählt habe, mehr als drei Jahre in Abessinien gewohnt hat und oft mit Menelik verkehrte, schildert ihn als einen echten Bauer, auch mit der bäuerischen Pfiffigkeit. Er tat gerne so, wenn irgend jemand ein Anliegen vorbrachte, als ob er nur halb zuhörte. Trotzdem wußte er ganz genau, worauf der Betreffende hinaus wollte, und auch, was er selbst wollte. Vor allem war er sich darüber im klaren, wie wichtig es für ihn und sein Land sei, finanziell unabhängig von Europa zu bleiben. Hierzu dienten ihm die Zölle und mehrere Monopole, z. B. das Elfenbeinmonopol. Schließlich verfügte er von Staats wegen auch über das gesamte Privatvermögen seines Volkes. Anderen galt er als habgierig. Wohl mußte er versuchen, reiche Geldmittel zu haben,

wenn er finanziell unabhängig von Europa bleiben wollte. So beurteilte er auch Unredlichkeit bei seinen eigenen Beamten gelinde. Als er einmal darauf aufmerksam gemacht wurde, daß sein eigener Finanzminister sich von seinem Geld bereichert habe, und er ihn doch entlassen solle, antwortete er: „Nein, ich will ihn behalten, denn, siehst du, eine satte Krähe ist beim Aas nicht so gierig wie eine hungrige."

Das niedere Gerichtsverfahren wurde, wie ich schon sagte, nur mit Bestechung gehandhabt. Wer am meisten zahlte, bekam Recht. Einst hatte die eine Partei dem Negus einen großen Topf Honig — der für die Metbereitung in Abessinien sehr begehrt ist — gebracht. Da erschien ein Abgesandter der zweiten Partei mit einem schönen weißen Maultier. Der Negus Negesti gab der letzteren recht, da rief der Verurteilte laut: „Mein Honig, mein Honig!" worauf Menelik ihm erwiderte: „Mein lieber Freund, dein Honigtopf ist von einem Maultier zertreten worden."

Wie genau Menelik die politischen Verhältnisse in Europa durchschaute, beweist folgende kleine Erzählung. Der britische Gesandte besuchte ihn einmal und suchte ihm den Plan einzureden, sich doch einen Hafen am Roten Meer auszubauen, um eine direkte Verbindung mit Europa zu haben. Menelik hörte ihm in seiner scheinbar dusligen

Art zu und erwiderte gar nichts. Als der Gesandte gegangen war, sagte er zu einem Freunde, von dem ich diese Erzählung habe: „So dumm! Ich werde mir gerade einen Hafen am Roten Meer einrichten, damit die Briten ihn mir entzweischießen können, wenn ich etwas tue, was ihnen mißfällt.“ Er hatte also den „Protektor der kleinen Staaten“ richtig eingeschätzt.

Auf der anderen Seite vertraute er den Deutschen. Er betrieb den Plan, deutschen Ansiedlern Land im Westen seines Reiches zu außerordentlich günstigen Bedingungen zur Verfügung zu stellen, um dort eine sichere Grenzwache gegen die Briten im Sudan zu haben. Aber Deutschland ging nicht hierauf ein, um sich keine Reibungsfläche gegen die anderen konkurrierenden Staaten zu schaffen.

Es ist charakteristisch für die Politik Meneliks II., daß er nie einen Berater aus den Kreisen seiner Grenznachbarn gewählt hat. Sein leitender Staatsrat war jahrelang der Schweizer Ilg. Er hat auch große Verdienste um Abessinien und hat unter anderem die Eisenbahn von Djibuti nach Addis-Abeba finanziert. Später indes kehrte er wegen einer Differenz mit Menelik in seine Heimat zurück. Dann erbat sich Menelik einen Berater von der kaiserlich deutschen Regierung. Es ist einer späteren Zeit vorbehalten, zu untersuchen, ob

Deutschland die Möglichkeiten, welche ihm Abessinien eröffnete, völlig ausgebeutet hat.

Wie sehr sich Abessinien unter Menelik II. handelspolitisch entwickelt hat, wird besonders dadurch bewiesen, daß, während der Handel vor 20 Jahren in Einfuhr und Ausfuhr kaum 400 000 Franken betrug, er 1897/1898 auf £ 37 242 an Ausfuhr nach Massaua und £ 36 520 Einfuhr gestiegen war. Die Einfuhr bestand hauptsächlich in Baumwollwaren und geistigen Getränken, die Ausfuhr in Kaffee, Honig, Wachs, Butter, Elfenbein und Gerste. Gold geht nach Indien. Aus Deutschland werden Scheren, Rasiermesser und Feilen eingeführt. Der Hauptmarkt ist die Residenz Addis-Abeba, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts auf 80 000 Einwohner geschätzt wurde.

Abessinien ist eines der goldreichen Länder Afrikas. Eine sehr wichtige Entdeckung machte der Franzose Comboul, der bei dem Orte Debrelibanus ausgezeichnete Braunkohle in einer Mächtigkeit von 20 m Höhe und 300 m Breite fand. Die Kohle kann mit Maultieren in 15 Stunden nach Addis-Abeba gebracht werden. Auch bei Ankober ist Braunkohle gefunden worden. Es scheint, daß die weitere Forschung noch eine Reihe anderer Metalle in Abessinien feststellen wird. Das wird den wirtschaftlichen Wert des Landes enorm erhöhen.

Alles dies trägt dazu bei, das Kaiserreich in den Augen der europäischen Großmächte noch mehr verlockend erscheinen zu lassen. Es ist kein Wunder, daß sich das Britische Reich, Italien und Frankreich beizeiten einfanden, um sich den Raub zu teilen. Hernach erschien auch Deutschland auf der Bildfläche, welches heute ebenfalls eine Gesandtschaft in Addis-Abeba unterhält. Auch Rußland und die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich dazugesellt. Menelik war ihnen allen gewachsen. Aber er ist in relativ jungen Jahren gestorben, nachdem er schon lange durch Gift gelähmt und zeitweilig geistig umnachtet war.

Menelik hatte Ligg Jassu, den Sohn seiner Tochter Scioa Aregasc — die bei dessen Geburt starb — zum Erben bestimmt, da seine zweite Ehe — mit Taïtu — kinderlos blieb. Prinz Jassu war 1896 in Wollo-Galla geboren und lebte dann am Hofe, wo er eine sorgfältige Erziehung erhielt, die der Kaiser selbst überwachte. Menelik setzte für den Fall seines Todes den Ras Tesamma zu seinem Stellvertreter und zum Vormund des Kronprinzen ein. Taïtu war sehr gekränkt, daß sie übergangen worden war. Sie hatte die Bewerbung ihres Bruders, des Ras Oliè, unterstützt, als sie aber sah, daß dies aussichtslos war, wünschte sie dessen Sohn, den Ras Gugsa, der Meneliks Tochter zur Frau hatte, als zukünftigen

Erben bestimmt zu sehen. Als ihre Pläne scheiterten, faßte sie den Entschluß, Menelik aus dem Wege zu räumen. Sie, die von ihrem Mann innig geliebt wurde, verabreichte ihm selbst den verhängnisvollen Trank, nach dessen Genuß der Kaiser in einen Lähmungszustand und in geistige Umnachtung verfiel, aus der er nur zeitweilig erwachte. Damals kamen von Zeit zu Zeit Nachrichten über seinen Tod nach Europa, die dann widerrufen wurden. Er starb erst 1913 in Gonda, wo er die Jahre seiner Krankheit zugebracht hatte. So hatte er ein tragisches Ende gefunden.

Taïtu hatte schon um 1906 in der abessinischen Politik intrigiert, denn sie war den Reformbestrebungen des Kaisers feindlich gesinnt. Damals hatte Italien dem Kaiser einen Vertrag über die Abgrenzung der Interessensphären vorgelegt, der die deutschen Interessen ausschaltete und nur die italienischen, französischen und englischen berücksichtigte. Menelik wollte diese Abmachung nicht unterschreiben, da tat es Taïtu gegen den Willen ihres Mannes.

Überhaupt war Taïtu (das heißt auf deutsch: Sonnenstäubchen) wegen ihrer großen Willensstärke allgemein bekannt. Sie ist 1857 als Tochter eines ehemaligen Ras von Gondar geboren und war eine der Erbprinzessinnen des früheren Königreiches Siemen, dessen Frauen wegen ihrer weißen Haut bewundert werden. In ihrer Jugend

von blendender Schönheit, war sie bereits mehrere Male verheiratet gewesen, als Menelik sie 1883 zur Kaiserin machte.

Inzwischen ist Taïtu des Verbrechens überführt und 1910 gefangengesetzt worden. Schade, daß nicht ein Shakespeare da ist, um diese ergreifende Familientragödie zu dramatisieren!

„Gesiegt hat der Löwe aus Juda," so beginnen sämtliche Regierungserlasse Kaiser Meneliks. Wie so mancher Samson seine Delila gefunden hat, ist es auch ihm ergangen. Aber wie der Name Karls des Großen, so wird auch der seinige über die Jahrtausende leuchten.

Emin Pascha

Er war kein Eroberer, welcher, wie Alexander, Cäsar, Napoleon, geniale Feldzüge durchgeführt hat. Er war auch kein Konquistador, welcher, wie Cortez, Pizarro, Vasco da Gama, von Goldhunger geblendet, fremde Staaten erobert hat; er ist im wesentlichen immer nur ein genauer deutscher Gelehrter und Forscher geblieben. Aber er war ein ebenso gewissenhafter Verwalter. Das ihm von Gordon anvertraute Gut, die Äquatorialprovinz, hat er so lange bewahrt, bis europäische Staaten von Ost- und Westafrika seine Erben werden konnten. Er hat damit die kulturerstickende Asche des Mahdismus vom eigentlichen Äquatorialgebiet des dunkelen Weltteils abgewehrt und die Keime moderner europäischer Kultur im Herzen von Afrika bis in eine neue Epoche der Entwicklung lebendig gehalten.

Vor etwa einem Vierteljahrhundert war sein Name in aller Munde. Nicht nur wegen der eigenartigen persönlichen Eigenschaften, welche sein Träger in sich vereinigte. Es war die Verbindung des abenteuerlichen Elementes mit den gewissen-

haften Eigenschaften des deutschen Gelehrten und Forschers. Hinter dem türkischen Namen verbarg sich der gute ehrliche Deutsche Dr. Eduard Schnitzer, mit all den Gemütseigenschaften, welche unser Volk auszeichnen. Wenn er leidenschaftliche Anhänglichkeit und Freundschaft bei allen denen erzielte, welche das Glück hatten, ihn zu kennen, wenn er seine Stellung am oberen Nil so lange gegen die nationale Reaktion eines kulturfeindlichen barbarischen Zweiges vom Islam zu behaupten verstand, so war die Ursache dafür die beinahe übertriebene persönliche Güte des deutschen Herzens, welche ihm Freunde unter allen Völkern gewann, sowohl die Deutschen Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Gustav Hartlaub, als auch die Briten Dr. Robert W. Felkin und General Gordon, die Italiener Vita Hassan und Casati, die Österreicher Dr. Junker sowie Slatin Pascha, die alle Zeugen sind von der uneigennützigen Hingabe des Mannes an seine Pflicht.

Aber noch mehr als durch seine persönlichen Eigenschaften zog er die öffentliche Meinung an durch die Besonderheit seiner Stellung am oberen Nil. In allen Emin-Pascha-Bewegungen, welche seine Freunde vor fünfunddreißig Jahren besonders in Deutschland und Großbritannien entfachten, war immer diese Verbindung des persönlichen und des allgemein politischen Momentes entscheidend.

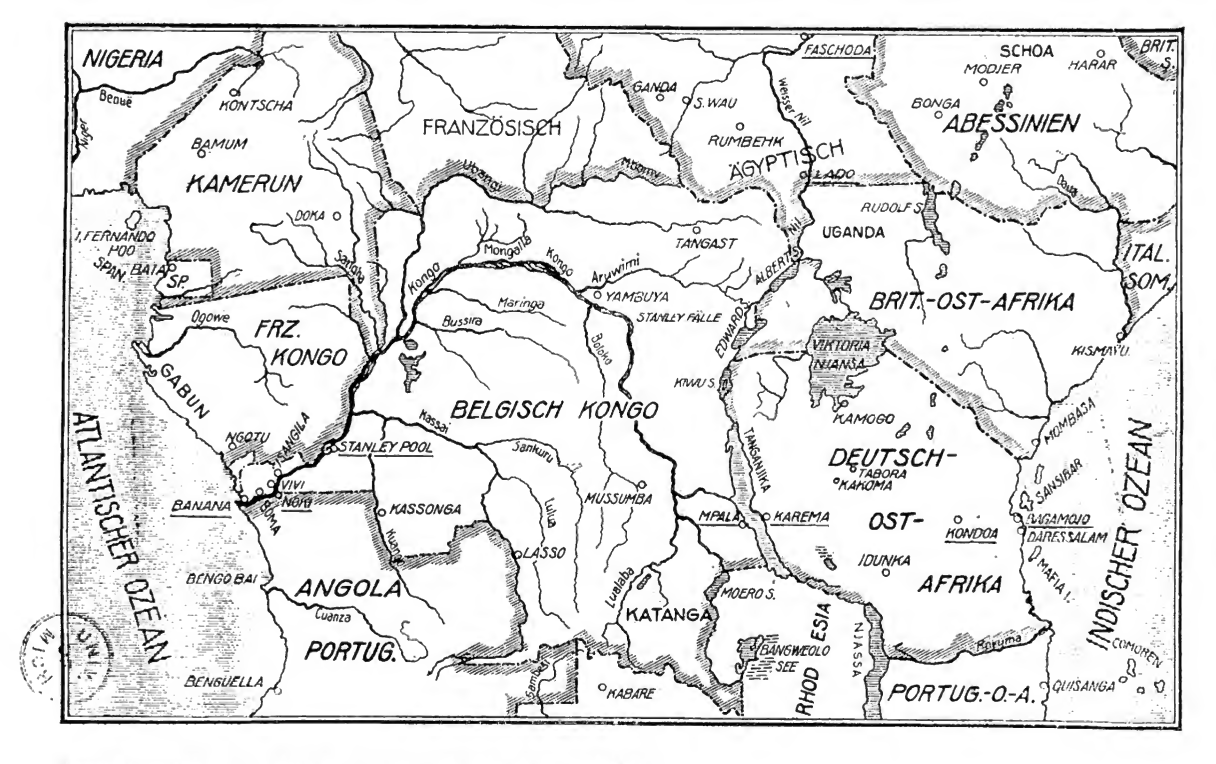
Emin Pascha war an einen Punkt des schwarzen Erdteiles gestellt, dessen Besitz für die Beherrschung und die kulturelle Erschließung Afrikas den Ausschlag geben mußte. Bis in seine Provinz, bis nach Ladò und Gondókorro, reicht die Schiffbarkeit des Niles von Khartum, welche, wenn auch mehrere Jahre durch den Mahdismus bei Khartum unterbrochen, doch der besitzenden Macht die Vorherrschaft über Ost- und Westafrika sicherte, über das ganze Stromgebiet des Nils und das des Kongos. Es ist demnach nicht merkwürdig, daß Emins Provinz im Wettbewerb um Afrika eine besondere Rolle spielte, und daß sich in den kolonialpolitischen Völkern Neigungen zeigten, diesen Punkt Afrikas unter ihre Kontrolle zu bringen. Daher ist es kein Wunder, daß sich sowohl in Großbritannien wie auch in Deutschland Komitees bildeten, welche bestrebt waren, diesem einzelnen deutschen Gelehrten am oberen Nil Hilfe zu leisten und ihn in den Stand zu setzen, sich in seiner Stellung zu behaupten. Dazu wurde Stanley vom Britischen Reich aus, ich selbst aber von Deutschland nach Mittelafrika entsendet: nicht, um Emin Pascha von seiner Provinz wegzuholen, sondern im Gegenteil, um ihn in seinem Gebiet zu befestigen.

Es heißt demnach eine völlige Verkennung des Tatbestandes, wenn ich auch jetzt noch von deut-

schen Landsleuten darauf angeredet werde: „Wie schade, daß Sie 1890 Emin Pascha nicht mit nach Deutschland bringen konnten." Das war natürlich gar nicht meine Absicht. Im Gegenteil, als Stanley ihn gegen seine eigentlichen Instruktionen 1889 gewaltsam an die Küste geschleppt hatte, habe ich ihn später auf seine alte Stellung zurückgewiesen.*

Eduard Schnitzer wurde am 28. März 1840 zu Oppeln in Schlesien geboren als Sohn von Ludwig Schnitzer und seiner Frau Pauline geb. Schweitzer, beide jüdischer Abstammung, aber evangelischer Konfession. Die Eltern siedelten 1842 nach Neiße über, wo Eduard Schnitzer das Gymnasium absolvierte. Hernach widmete er sich dem Studium der Medizin, dem er in Breslau, Königsberg und Berlin oblag. In Breslau wurde er Mitglied der Burschenschaft Arminia. In Berlin promovierte er 1864, unterließ es indes aus mir unbekannten Gründen, sein medizinisches Staatsexamen abzulegen. Infolgedessen war eine praktische Tätigkeit als Arzt in Deutschland für ihn ausgeschlossen, und der junge Gelehrte verließ Ende 1864 seine Heimat, um sich in der Türkei eine Stellung als Arzt zu suchen. Das Schicksal verschlug ihn nach Antivari und Skutari. In Antivari wurde er

* Siehe hierzu Dr. Otto Arendt, „Der Streit um die Deutsche Emin-Pascha-Expedition" Seite 26 u. 55. Verlag von Walther u. Apolant. Berlin 1889.



Zentral-Afrika. Sonderkarte zu Emin Paschas Reisen umstehend.



Karte zu Emin Paschas Reisen.

Hafen- und Distriktsarzt, und in Skutari gewann er das Interesse des Wali Muschir Divitdschi Ismael Hakki Pascha, in dessen Gefolge er die verschiedenen Provinzen des Türkischen Reiches zu bereisen hatte. So lernte er Armenien, Syrien, Arabien kennen. Schließlich kam er nach Konstantinopel, wo der Pascha 1873 starb. Bei seiner Laufbahn in der Fremde nützte ihm seine außerordentliche Sprachenkenntnis. Die europäischen Kultursprachen beherrschte er alle, außer Deutsch sprach und schrieb er fließend Englisch, Französisch, Italienisch, Türkisch, Griechisch, Illyrisch und Arabisch. 1875 besuchte er seine Angehörigen in Neiße. Ihn begleitete die Witwe seines türkischen Gönners, eine Griechin. Er wohnte mehrere Monate dort.

In Kleinasien hatte Dr. Schnitzer den türkischen Namen Emin angenommen. „Auch hier in Trapezunt", schreibt er 1871 an seine Schwester, „hat mich mein Glück nicht verlassen und ich habe mir schnell als Arzt einen Ruf erworben. Dazu kommt, daß ich des Türkischen und Arabischen mächtig geworden, wie selten ein Europäer, daß ich mir Sitten und Gebräuche so angeeignet habe, daß hinter dem türkischen Namen, der mich deckt (keine Furcht, es ist nur der Name und ich bin nicht Türke geworden!), kein Mensch einen ehrlichen Deutschen vermutet!"

Als ich 1890 in den Uganda-Gebieten ankam,

kannte man Emin dort unter dem Namen Abdallah oder Amdallah, was auf türkisch „Knecht des Herrn" heißt, oder allgemein nur als „Turki" oder „Türken". „Emin" heißt im Türkischen „der Getreue". Er war damals Moslim, und es kann keine Frage sein, daß sein Übertritt zum türkischen Glaubensbekenntnis ihm seine Aufgabe am oberen Nil sicherlich erheblich erleichtert hat.

Vita Hassan, der italienische Apotheker in Ladò, gibt zu seinem Religionswechsel folgende charakteristische Erzählung: „Als Emin Pascha eines Abends in Wadelai mit seinem ersten Schreiber Ahmed Mahmud bei mir speiste, kam die Unterhaltung zufällig auf das Thema des Religionswechsels. Ahmed Mahmud hatte es einzurichten verstanden, bei Tische eine Flasche Absinth zu zwei Drittel ganz allein auszutrinken, zum großen Erstaunen des Paschas und trotz seiner Ratschläge und Mahnungen zur Mäßigkeit, die er selbst stets eifrig beobachtete.

In seiner Trunkenheit redete er von einem zum Islam übergetretenen koptischen Beamten und begann gegen die Personen zu sprechen, die ihre Religion verließen, in der sie geboren sind. Der Pascha bewahrte einige Augenblicke eine Haltung, die trübe Betrachtungen verriet, faßte nach seiner Gewohnheit an den Bart, hob den Kopf und sagte zu ihm:

‚Hören Sie mich, Ahmed Mahmud. Wenn ein Mann seine Religion eines Weibes wegen aufgibt, ist er tadelnswert; tut er es des Geldes wegen, ist er verächtlich; aber wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt, so ist er, wenn auch nicht ganz zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen und zu beklagen.‘

Diese Unterhaltung prägte sich meinem Gedächtnis fest ein, und ich bin seitdem in meinem Innersten überzeugt geblieben, daß irgendein trauriges Geheimnis den Übertritt Emins zum Islam herbeigeführt hat, ein Übertritt, der zweifellos kein freiwilliger war und nicht leichten Herzens geschah."

So weit Vita Hassan. (Siehe Vita Hassan, „Die Wahrheit über Emin Pascha". Deutsche Ausgabe. Band 1, Seite 17.)

Mit mir hat Emin Pascha 1890 über diesen heiklen Punkt nicht gesprochen. Ich würde auch hierüber, wie über das Aufgeben eines deutschen Namens, eine wesentlich entgegengesetzte Meinung haben vertreten müssen. Aber die Anschauungen wechseln, und was einer Generation als recht und billig erscheint, gilt der kommenden als würdelos und verwerflich.

Von Neiße aus ging Emin Pascha 1875 nach Ägypten, und zu Beginn des Jahres 1876 trat er als Dr. Emin Effendi in ägyptische Dienste. Dann setzte er sich mit dem englischen Obersten Charles Gordon in Verbindung, der ihn mit In-

spektionsreisen durch die neu erworbenen Gebiete beauftragte und mit einer politischen Mission nach Uganda — wo Mtesa damals Kaiser war — schickte. 1878 wurde Gordon Pascha Verweser der außerhalb des engeren Ägyptens gelegenen Gebiete, also des ganzen Sudans. Nun ernannte er Dr. Emin Effendi zum Befehlshaber in Ladò und unterstellte ihm die Verwaltung der Äquatorialprovinz. Diese Verwaltung teilt sich naturgemäß in zwei Abschnitte: in seine Tätigkeit bis zur Ermordung Gordons in Khartum Anfang 1885 und die Epoche, als er, abgeschnitten vom Norden, nur noch die Verbindung mit dem Süden und Sansibar offen hatte. In beiden Zeitabschnitten war er sowohl emsiger und umsichtiger Verwaltungsbeamter, dem keine Einzelheit entging und der auch sehr energisch werden konnte, wie eifriger Forschungsreisender, der sich besonders um die Vogelkunde verdient gemacht hat.

Ich kann nichts Besseres tun, als hier die Zeugnisse zweier Männer, welche ihn in diesen beiden Tätigkeitsrichtungen genau beurteilen konnten, wiederzugeben, Dr. Robert W. Felkins in Edinburgh und Dr. Gustav Hartlaubs in Bremen aus dem November 1887.

Dr. Robert Felkin, der als Missionsarzt nach Uganda geschickt war, hat eine Zeitlang bei ihm gewohnt und ihn an Ort und Stelle beobachtet.

Dr. Gustav Hartlaub hat jahrelang mit ihm korrespondiert und seine meisten Sammlungen und einen Teil seiner Tagebücher durch seine Hände gehen lassen. Die beiden Briefe sind abgedruckt von Dr. Schweinfurth und Dr. Ratzel in „Emin Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Paschas aus den ehemals ägyptischen Äquatorialprovinzen und deren Grenzländern".

Da auch Emin Paschas Persönlichkeit „von der Parteien Haß und Gunst entstellt" ist, so gebe ich diese beiden zuverlässigen Zeugnisse der Vertreter zweier Völker hier im Wortlaut.

Über Emin Paschas Verwaltung und seine Erfolge schreibt Dr. Felkin im Dezember 1887:

„Ich möchte hier zeigen, unter welch schwierigen Verhältnissen Emin Pascha zu arbeiten hatte, als er so rege tätig war, unser Wissen nach den verschiedensten Richtungen hin zu bereichern.

Als Gordon Pascha die ägyptische Äquatorialprovinz verließ, um wenige Monate darauf Generalgouverneur des Sudan zu werden, war die Provinz gut organisiert und ruhig. Ihre finanzielle Lage war indes nicht so befriedigend, denn sie litt unter einer übermäßigen Schuldenlast. Diese Schuld war teilweise durch die anfänglichen Kosten der Okkupation erwachsen, teilweise auch durch Schulden, welche gerechterweise nicht der Provinz zuzuschieben waren, aber von ver-

schiedenen Sudan-Gouverneuren auf sie abgewälzt wurden, manchmal in der Absicht, ihre eigene Provinz von einer unbequemen Schuld zu befreien, und manchmal sogar, um ihrer persönlichen, nicht immer glänzenden finanziellen Lage aufzuhelfen.

Nachdem Gordon Pascha eines größeren Wirkungskreises halber gegangen war, wurde sein Posten anfänglich mit zwei Weißen besetzt, welche die Stellung aber nur wenige Monate innehatten, nämlich mit den Obersten Prout und Mason, welche beide aus Gesundheitsrücksichten zurücktreten mußten. Es folgte dann eine Reihe einheimischer unfähiger Gouverneure, unter deren schauderhafter Verwaltung das Land bald in einen bejammernswerten Zustand verfiel. Bedrückung, Ungerechtigkeit, Grausamkeit und offener Raub schossen üppig wie Giftpflanzen empor. Unter derartigen Verhältnissen war Emin Pascha, damals noch einfacher Effendi, von Gordon Pascha mit der Leitung der Geschäfte betraut worden.

Bis zu dieser Zeit war Emin Effendi Oberarzt der Äquatorialprovinz gewesen. Als solcher hatte er das Land seiner ganzen Länge und Breite nach durchreist, häufig in Gesellschaft seines Chefs Gordon, von dem er viel gelernt und dessen Tätigkeit er, wie aus dem 3. Kapitel seines Buches erhellt, sehr bewundert. In dieser Zeit wurde er auch mit dem Wesen der Eingeborenen genau be-

kannt und von Gordon mit zwei schwierigen diplomatischen Sendungen betraut: zweimal besuchte er Uganda und einmal Unyoro. Doch blieb dies die einzige Erfahrung, die er besaß, als er zur Macht kam, und anfänglich wurde die Schwierigkeit seiner Stellung noch beträchtlich erhöht durch den Mangel eines bestimmten Ranges, denn obwohl zum Gouverneur ernannt, hatte man ihm infolge der Ränke einiger Beamten keinen Rang zugewiesen.

Die Zustände in seiner Provinz im Jahre 1878, als er den Posten eines Gouverneurs antrat, lassen sich schwer mit wenigen Worten schildern. Die Bevölkerung setzte sich zunächst aus verschiedenen, zahlreichen Stämmen zusammen, welche einst die wohltätige Herrschaft Gordons kennengelernt und darum unter den Bedrückungen und Grausamkeiten seiner Nachfolger doppelt gelitten hatten; dann befand sich durch das ganze Land verstreut eine Bevölkerung, welche aus einstigen Sklavenhändlern und vielen ihrer früheren Angestellten bestand, die sich überall im Lande in kleinen befestigten Dörfern angesiedelt und ihr schmähliches Gewerbe wiederaufgenommen hatten. Auch die Beamten waren größtenteils verdächtiges Gesindel. Der Mehrzahl nach waren es Verbrecher, welche aus Ägypten verbannt worden waren und die man nach Verbüßung ihrer Strafe in den Re-

gierungsdienst aufgenommen hatte. Die ägyptischen Soldaten waren gleichfalls sehr unzuverlässig; ihre Bedrückungen wurden von den Eingeborenen hart empfunden und veranlaßten beständige Reibungen zwischen der Verwaltung und der Bevölkerung. Neben all diesem erforderten viele Stationen einen Neubau — man muß bedenken, daß unter diesem Himmelsstriche Gebäude nur drei Jahre aushalten, bis die Erneuerung infolge der Verheerungen verschiedener Insekten dringend notwendig wird. Eine Nilsperre machte es auch unmöglich, daß in den ersten Jahren von Emins Amtstätigkeit irgendwelche Unterstützung der Äquatorialprovinz zugeschickt werden konnte. Zu verwundern ist es darum nicht, daß die Last der Regierung schwer auf Emin lag. Beständig mußten Reisen unternommen werden; täglich kamen von allen Seiten Klagen über Schwierigkeiten zwischen der Verwaltung und den Negerchefs, und ein ununterbrochener Wechsel der Regierungsgeschäfte füllte seine Zeit vom frühen Morgen bis zum Abend. Mancher wäre von der Übernahme irgendeiner Verantwortlichkeit für Einführung von Ordnung in einem solchen Chaos zurückgetreten; nicht so Emin Effendi.

Er half selbst mit, die Provinz aus dem bisherigen Sumpfe zu heben, und langsam aber stetig und mit steigendem Erfolg ward er der Herr der Situation,

und, als er das zweitemal im Jahre 1879 seine Provinz bereiste, hatte eine wunderbare Veränderung stattgefunden. Stationen waren wiederaufgebaut worden, die Unzufriedenheit hatte sich in willigen Gehorsam verwandelt, die Korruption war unterdrückt, die Steuern lagen gleichmäßig verteilt, und Emin hatte auch schon das schwierige und gefährliche Werk unternommen, seine Provinz von den eingenisteten Sklavenhändlern zu säubern. Es war das keineswegs ein leichtes Unterfangen, da jene im Lande festen Fuß gefaßt hatten und nur allzu viele von Emins Beamten es ganz mit ihnen hielten. Dabei war ihm kein Freund, kein Helfer nahe, und die wenigen Monate, in welchen ihn Lupton Bey als zweiter in der Verwaltung unterstützte, abgerechnet, stand Emin tatsächlich vom Tage seiner Ernennung im Jahre 1878 bis zum heutigen Tage ganz allein.

In Ladò versah er auch andere Geschäfte. Hier befand sich das Hauptspital der Provinz, und jeden Morgen konnte man Emin um sechs Uhr die Runde durch die Krankenzimmer machen oder mit Verschreiben für die zahlreichen Kranken beschäftigt sehen. Zu keiner Zeit ließ er einen Konflikt seiner Lieblingsstudien mit den amtlichen Geschäften zu, und oft mußte er, von der Pflicht gerufen, der Ergänzung einiger Beobachtungen oder der Erforschung einer interessanten Tatsache entsagen.

Die hohe Auffassung von seinen Pflichten hat die Lösung manches Rätsels der afrkanischen Geographie vereitelt, welche er sonst unternommen hätte. Wohl wird mancher der Meinung sein, daß er bei der ihm zweifellos zu Gebote stehenden guten Gelegenheit hätte bedacht sein sollen, die Vermutungen über manche streitigen Punkte zu erledigen — aber hätte er dies getan, hätte er seiner anderen Aufgabe nur aus halbem Herzen gerecht werden können, und selbstlos und des Beifalls der Welt nicht achtend, war er zufrieden, wenn er ruhig seinen Weg verfolgte, seine Amtsgeschäfte gewissenhaft zu Ende brachte und sich seinen wissenschaftlichen Forschungen nur in der Ruhe der Nacht oder zu den Zeiten der auf seinen Reisen häufig dazwischentretenden Verzögerungen widmete. Um so größere Ehre gebührt ihm, daß er inmitten solcher Schwierigkeiten und bei solcher Selbstbeherrschung Arbeiten ausführte, welche selbst den Ruf eines Mannes begründet hätten, der nicht durch Sorgen für ein Amt beengt war.

Zu Ende des Jahres 1882 konnte Emin Bei (er erhielt diesen Titel zu Ausgang 1879) nicht nur berichten, daß seine Provinz ruhig und zufrieden sei, sondern auch, daß er die Sklavenhändler aus ihren Sitzen vertrieben hatte. Er war auch fast alle ägyptischen Soldaten losgeworden und ersetzte sie durch Eingeborene, welche er in den Waf-

sen geübt hatte. Große Bezirke hatte er an seine Provinz angeschlossen, was er nicht durch Waffengewalt, sondern durch persönliche Überredung erreichte. Dazu muß noch der Anbau von Baumwolle, Indigo, Kaffee, Reis, die Einrichtung einer regelmäßigen wöchentlichen Post in seinem Gebiete, der Neubau fast sämtlicher Stationen, der Bau besserer, dauerhafter Straßen und die Besorgung des Gütertransports durch Ochsen gerechnet werden. Schließlich konnte er noch zu guter Letzt auf einen Überschuß von £ 8000 hinweisen.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Emin Pascha setzt mich in den Stand zu erklären, daß seine ganze Tätigkeit reiner Menschenliebe entsprang. Er liebt das Land, das er zu seiner Heimat gemacht, er liebt das Volk, unter dem er wirkt, er achtet das Wesen der Eingeborenen und ist der Überzeugung, daß es möglich ist, sie auf eine hohe Stufe der Zivilisation zu heben und in Zentralafrika ein dauerhaftes Reich zu gründen, wo Recht und Gerechtigkeit herrschen, Unterdrückung und Sklavenhandel aber unbekannt sein sollen, und wo Handel und Gewerbe gedeihen können."

Dr. Gustav Hartlaub schreibt am 13. November 1887 über Emin Paschas Verdienste um die Erforschung Afrikas:

„Was Emin Pascha geleistet hat auf dem Gebiet zoologischen Sammelns, Beobachtens und Notie-

rens, ist bewundernswürdig im höchsten Grade. Es konnte nur geleistet werden von einem Manne, der sich durchglüht fühlt vom heiligen Feuer lautersten wissenschaftlichen Bedürfnisses, von enthusiastischer, absolut uneigennütziger Liebe zur Natur und von dem unwiderstehlichen Drange, zur Kenntnis ihrer Schätze nach äußersten Kräften beizutragen. Und diesem Drange weiß er Befriedigung zu schaffen unter dem Druck von zu Zeiten schwierigsten äußeren Verhältnissen, hemmender und vielseitig abziehender Pflichterfüllung auf den verschiedensten, mit seiner verantwortungsschweren Stellung verbundenen Gebieten.

Wie Emin Pascha zu sammeln versteht, das lehren die Tausende mustergültig präparierter und größtenteils von ihm eigenhändig fertiggestellter Bälge, welche von Ladò oder Wadelai aus durch ihn nach Europa gelangt oder seit Jahren der sicheren Überführung harren. Kein Stück ist von Emin Pascha versandt worden, das nicht das Datum der Erlegung, die genaue Angabe des Fundorts, die ebenso gewissenhafte des Geschlechts nach anatomischer Untersuchung, der Maße am frisch erlegten Tier und der Farbe der Weichteile sauber und deutlich verzeichnet an sich trüge. Dabei verweist die jedem Exemplar beigefügte Nummer auf die entsprechende des Hauptkatalogs, den wir einer jeden Sammlung beigegeben fanden und der sehr

zahlreichen Arten wichtige biologische Bemerkungen hinzufügt.

Das mir kürzlich zugekommene, von Emin Pascha auf seinen vielen und weiten Reisen für mich persönlich geführte Tagebuch birgt eine wahre Fülle interessanten, auf die Lebensweise der beobachteten oder erlegten Tiere und insbesondere der Vögel bezüglichen Materials. Emin Pascha hat mir in sehr ernsten Worten die Nichtveröffentlichung dieser Tagebücher zur Pflicht gemacht, und das rechtfertigt sich einigermaßen durch den stellenweise ganz vertraulichen Charakter derselben. Sollte mir die Freude zuteil werden, die sehr umfangreichen, für mich seit Jahren aufgespeicherten und mühsamst konservierten Sammlungen wirklich zu erhalten, so würde meine Bearbeitung derselben durch Beigabe des zoologischen Teils dieser Tagebücher wesentlich an Wert und Bedeutung gewinnen.

Für die von ihm zoologisch und namentlich ornithologisch durchforschten Gebiete des östlichen Äquatorialafrika ist Emin Paschas Tätigkeit bahnbrechend gewesen. Für das zentrale Monbuttu ist alles — und es ist viel —, was Emin Pascha bei nur kurzem Aufenthalte zoologisch geleistet hat, absolut neu, und nach allem, was seine Briefe andeuten, darf man einer Fülle schöner Entdeckungen entgegensehen."

Emin Paschas Verdienst um die Äquatorialprovinz beruht außer dem schon von Dr. Felkin betonten Anbau besonders von Reis und Baumwolle, welche er neben anderen Nutzpflanzen eingeführt hatte, und durch welche der Wert des Landes automatisch stieg, auf der von ihm vollzogenen Ausdehnung der Provinz. Er annektierte den größten Teil des von Baker eroberten Gebietes wieder und besetzte das Land der Lur und Latuka von neuem. Als Gordon ihm später befahl, sämtliche Stationen im Süden zu räumen — außer anderem Fadibek, Fauvera, Latuka, Carota usw. bis Dufilé, welches letzteres die Südgrenze der Äquatorialprovinz werden sollte — machte ihm Emin stillschweigend Opposition. Er umging den Befehl und beabsichtigte umgekehrt, die Provinz im Süden bis zum Albert-See auszudehnen, und hat dies auch, als Gordon 1879 Ägypten verließ, getan.

Dr. Schweinfurth und Dr. Ratzel mit einigen anderen Gelehrten haben 1888 eine Reihe von Reiseberichten Emin Paschas veröffentlicht, in denen dieser Verwaltungsarbeiten und Forschungen verband. Ich bemerke hierzu, daß zu diesen Expeditionen seine Reisen nach Uganda und Unyoro gehören, ferner nach dem Gebiet des Albert-Njansa, außerdem Reisen im Monbuttulande usw.

Inzwischen spitzte sich im Norden alles zu der Katastrophe zu, welche alsbald die Emin-Pascha-Frage für Ägypten und Europa zu einer brennenden machen sollte. Es entwickelte sich eine feindliche Reaktion der Eingeborenen am oberen Nil gegen die verhaßte ägyptische Herrschaft, aus welcher die Rebellion des Mahdismus des Mohammed Achmed* hervorging. 1873 war der englische Oberst Charles Gordon als Gouverneur der Äquatorialprovinz in ägyptische Dienste eingetreten, und 1877 war er zum Pascha und Generalgouverneur des Sudan befördert worden. Er hatte, wie wir gesehen haben, als letzterer Emin Pascha zum Gouverneur der Äquatorialprovinz eingesetzt und hatte sich auch große Verdienste um die Unterdrückung des Sklavenhandels erworben. 1879 hatte er den ägyptischen Dienst verlassen und sich 1880 wieder nach China begeben, wo man ihn vergebens für

* Aus dem Stamme der Danagla. „Mahdi" ist der vom Propheten versprochene und von den Moslems erwartete Glaubenserneuerer, der die Ungläubigen bekehren oder vernichten und eine gerechte Verteilung aller Güter herbeiführen wird. Er ist der christlichen Glaubenslehre vom Heiligen Geist nachgebildet, natürlich kein Teil der Gottheit wie dieser. Im Januar 1883 eroberte Mohammed Achmed El Obeïd, die Hauptstadt Kordofans, und vernichtete ein ägyptisches Heer unter Hicks Pascha am 3. November desselben Jahres bei Kaschgil. Er starb am 22. Juni 1885 in Omdurman. Sein Nachfolger war Abdullahi aus dem Stamme der Baggara, der Kalipha, der hernach von Kitchener besiegt wurde.

den drohenden Krieg mit Rußland zu gewinnen suchte. 1882 zum Generalmajor befördert, hatte er kurze Zeit die Truppen des Kaplandes befehligt, dann aber sich in die Einsamkeit nach Palästina zurückgezogen, wo er frommen Werken lebte. Inzwischen war aber die Mahdibewegung am oberen Nil so gefährlich geworden, hatte das Bahr-el-Ghazal, die Dinka, die Danagla bereits absorbiert und bedrohte 1883 Khartum, so daß die britische Regierung Gordon, mit dem damals gerade der König der Belgier wegen der Übernahme des Kommandos am Kongo verhandelte, im Januar 1884 nach Khartum schickte, um diese Station und womöglich auch alle übrigen ägyptischen Stationen im Sudan zu räumen. Er hoffte dies auf gütlichem Wege zu tun und durch sein Ansehen, irrte sich aber und erhielt auch von England lange keine Unterstützung. Endlich brach der Verrat in seine Reihen ein, Khartum fiel am 26. Januar 1885 und Gordon wurde durch Mohammed Achmed ermordet. Als sich die britische Entsatztruppe, bei welcher sich auch der damalige Hauptmann Kitchener befand, im Norden von Khartum auf dem Nil auf Schiffen zeigte, wurde sie von der Stadt aus durch die Geschütze der Mahdisten beschossen und mußte sich wieder nach Norden zurückziehen. Nun besetzten die Mahdisten Omdurman (die „heilige Stadt“) gegenüber von Khartum, und

damit war Emin Pascha vom Norden endgültig abgeschnitten.

Jetzt beginnt die zweite Epoche der öffentlichen Tätigkeit Emins. Nunmehr steht er nur über den Kongo oder Sansibar in Verbindung mit Europa.

Von jetzt ab handelt es sich darum, ob Emin Pascha in den Stand gesetzt werden kann, seine Provinz gegen den Mahdismus zu behaupten, oder ob er auf irgendeinem Wege nach Süden an die Küste abzumarschieren vermag, oder ob er sich dem Mahdi unterwerfen muß, wie Slatin und Lupton, oder ob er mit allen seinen Leuten verloren ist.

Für uns kam es nach 1885 darauf an, ob eine reiche, fruchtbare, emporblühende Provinz wieder in den Orkus der Halbbarbarei zurückgeschleudert werden sollte, oder ob sie der europäischen Gesittung geöffnet werden, etwa, ob sie Zentralafrika angeschlossen werden könne. Bei diesen Bestrebungen stand entweder die Person Emins oder das aussichtsreiche Stromgebiet des oberen Nils selbst mehr im Vordergrund. Diese Frage wurde desto spannender, weil das Britische Reich und Ägypten auf den ganzen Sudan mit den Küsten des Roten Meeres durch eine Note an die Mächte verzichtet hatten und diesen hierdurch wieder zu einem „nobody's country" erklärten.

Jetzt zeigte es sich, wie richtig Emin entschieden hatte, als er sich entschloß, den Schwerpunkt

auf den Süden seines Gebietes und seine Beziehungen mit Unyoro und Uganda zu legen, denn auf diesem Wege war es ein Marsch von etwa acht Wochen, der ihn westlich um den Victoria-See herum mit Sansibar in Verbindung setzen konnte. Auf dieser Route gelangte Dr. Junker 1886 von der Äquatorialprovinz nach Europa zurück. Emin Pascha hätte, wenn es sich einfach um die Rückkehr handelte, diesen Weg jeden Tag auch ohne Stanley machen können, so wie ich hernach 1890 mit einer sehr kleinen Schar ihn gemacht habe.

In der Tat hatte der Mahdi von Norden aus versucht, in die Äquatorialprovinz einzudringen. Er war bis nach Rimo in Makraka gelangt. Dort aber versetzte Emin ihm einen so schweren Schlag, daß die Mahdisten gezwungen waren, ihn zufrieden zu lassen. Aber er blieb dauernd unter dem Druck der Bedrohung von Mohammed Achmed aus.

Anfang Mai 1888 traf Stanley, welcher den merkwürdigen Umweg — wie er sagt, wegen der Massai-Gefahr — um den Kongo und über die Yambuga-Fälle zum Albert-See gemacht hatte, in Kawalli ein und schickte von dort Mr. Jephson mit einer Benachrichtigung an den Pascha. Das Zusammentreffen selbst erzählt Stanley folgendermaßen. Er stand mit seinen Begleitern am Ufer des Sees. „Von meinem Zelteingang sah ich um 4½ Uhr nachmittags am nordöstlichen Ufer des

Sees einen dunkeln Gegenstand auftauchen, den ich für ein Eingeborenenkanu oder vielleicht für das auf der Rückfahrt befindliche Stahlboot ‚Advance‘ hielt, allein ein Blick durch den Feldstecher enthüllte mir die Dimensionen eines viel größeren Fahrzeugs, als ein Boot oder Kanu haben konnte, und im nächsten Augenblick ließ auch das Aufsteigen einer dunkeln Rauchwolke erkennen, daß es ein Dampfer war. Eine Stunde später konnten wir unterscheiden, daß er ein paar Boote im Schlepptau hatte, und um 6½ Uhr ließ er in der kleinen Bai von Nijamsassi dicht unter Land der Insel dieses Namens Anker fallen. Es waren Dutzende von unseren Leuten vor unserem Lager am Strande, welche die Gewehre abfeuerten und durch Winken Zeichen gaben; doch schien, obwohl wir nur 3 km von der Insel entfernt waren, niemand uns zu bemerken.

Ich schickte daher tüchtige Boten den Strand entlang, um der Gesellschaft an Bord unsere Anwesenheit mitzuteilen. Aber die Leute benahmen sich recht ungeschickt. Um sich bemerkbar zu machen, schossen sie ihre Gewehre ab und wurden nun in Erwiderung von den Sudanesen beschossen, die selbstverständlich die wilden Gestalten für Leute Kabba-Regas gehalten hatten. Es wurde indes kein Unheil angerichtet, die Bootsmannschaft erkannte das Rufen ihrer Kameraden und teilte

den übrigen mit, daß die Leute am Lande Freunde seien, worauf das Boot bereit gemacht wurde, um unsere Besucher nach dem Strande in der Nähe des Lagers zu befördern. Um acht Uhr schritt Emin Pascha unter allgemeinen großen Freudenkundgebungen und nach wiederholter Begrüßung durch Flintenschüsse ins Lager, begleitet von Kapitän Casati, Herrn Jephson und einem der Offiziere des Paschas. Ich schüttelte ihnen allen die Hand und fragte, wer Emin Pascha sei. Dann erregte eine etwas kleine, zarte Gestalt, welche eine Brille trug, meine Aufmerksamkeit durch die in vorzüglichem Englisch gesprochenen Worte: ‚Ich bin Ihnen viel tausend Dank schuldig, Herr Stanley, und weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen diesen aussprechen soll.‘

‚Ach, Sie sind Emin Pascha. Erwähnen Sie des Dankes nicht, sondern treten Sie ein und setzen Sie sich. Es ist hier draußen so dunkel, daß wir uns gegenseitig nicht sehen können.‘

Wir saßen am Eingang des Zeltes, ein Wachslicht erhellte die Szene. Ich hatte eine große, hagere Gestalt von militärischem Aussehen in abgetragener ägyptischer Uniform zu sehen erwartet, erblickte statt dessen aber eine kleine, schmächtige Figur mit einem guterhaltenen Fes und in einem sauberen, schön geplätteten und vorzüglich sitzenden, schneeweißen Anzug aus Baumwollendrillich. Ein dunk-

ler, graumelierter Bart umrahmte das Gesicht von ungarischem Typus, obwohl eine Brille demselben ein etwas italienisches oder spanisches Aussehen gab. Das Gesicht zeigte keine Spur von Krankheit oder Sorge, sondern deutete eher gute Körperbeschaffenheit und friedliches Gemüt an. Kapitän Casati dagegen sah, obwohl er jünger an Jahren ist, hager, von Sorgen aufgerieben, bekümmert und alt aus." (Siehe Stanley, „Im dunkelsten Afrika". Deutsche Ausgabe. Band I, Seite 368—369.)

Stanley übergab Emin dann den formellen Befehl des Khedive, seine Provinz zu räumen, und stellte sich mit seiner Expedition ihm zur Verfügung, um ihn und seine Leute auf dem nächsten Wege aus Afrika heraus nach Sansibar zu bringen.

„Unsere Regierung hat beschlossen," so schrieb ihm der Khedive, Mehemed Tewfik, „Ihnen sowie den Offizieren und Mannschaften das Gehalt zu bezahlen.

„Diejenigen von den Offizieren und Mannschaften, welche zu bleiben wünschen, können dies auf ihre eigene Verantwortung tun, dürfen aber in Zukunft keine Hilfe von der Regierung erwarten.

„Versuchen Sie den Inhalt dieses Befehles genau zu verstehen, und machen Sie ihn allen Offizieren und Mannschaften gut bekannt, damit sie wissen, was sie zu tun haben."

Emin Pascha erklärte: „Ich bin überzeugt, daß

meine Leute niemals nach Ägypten gehen werden.“ Er bat Stanley, „ihm eine Botschaft aufzuschreiben, welche den Soldaten vorgelesen werden kann, und in der Sie ihnen sagen, was Ihre Instruktionen sind, und daß Sie auf ihre Erklärung warten.“ Darauf übermittelte ihm Stanley einen zweiten Vorschlag: dieser komme von Leopold, dem König der Belgier; Leopold biete ihm an, wenn Emin glaube, daß dies mit £ 10-—12000 pro Jahr möglich sei, dann, für den Kongostaat, die Verwaltung seiner alten Provinz zu übernehmen. Er solle Gouverneur mit einem Jahresgehalt von £ 1500 mit dem Range eines Generals werden. Seine Aufgabe werde in erster Linie sein, die Verbindung zwischen Nil und Kongo offen zu halten.

Wenn Emin auch diesen Vorschlag nicht annehmen wolle, so hatte Stanley ihm noch einen dritten zu machen, und auf diesen, glaubte Emin und glaube ich auch, kam es seinen eigentlichen Auftraggebern in London vornehmlich an. Wenigstens hat es mir Emin Pascha und auch Sir William McKinnon in Glasgow später so erzählt. Stanley wollte Emin um den Victoria-See herumführen und ihn und seine Leute dann an einem geeigneten Punkte in Kawirondo oder auf dem Wege nach Sansibar im Namen der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft ansiedeln, damit er von da aus seine Provinz zurückerobere. Stanley wollte dann nach Mom-

bassa eilen und der Gesellschaft vorschlagen, Emin mit all seinen Leuten in ihre Dienste aufzunehmen; Emin als Administrator.* Stanley entwickelte dem Pascha dann noch seine Meinung, daß das ganze System der Ausdehnung Ägyptens bis zum Albert-Njansa falsch gewesen sei. Es sei viel richtiger, den oberen Nil an Mombassa anzugliedern.

Von den drei Vorschlägen gefiel Emin der letzte am besten. Aber Stanley gab ihm Bedenkzeit, bis er vom Kongo zum zweitenmal zurückgekehrt sein werde, und ließ Jephson in der Zwischenzeit bei ihm.

Bekanntlich zog Stanley, nachdem er Emin diese Vorschläge unterbreitet hatte, von neuem durch den großen Wald nach dem Kongo zurück, um seine eigene Nachhut unter Major Bartelott zu holen, fand diesen daselbst jedoch leider ermordet. So kehrte er mit den Resten seiner Truppe wieder an den Albert-See zurück.

Über Emin macht Stanley, der nicht sein Freund war, noch folgende bemerkenswerte Angaben. Emin habe ihm selbst erzählt:

„Gordon ernannte mich zuerst zum Arzt mit

* Hierzu bemerke ich, daß Emin mir diese Sachlage in Mpuapua 1891 anders erzählt hat: danach hat Stanley ihm bereits in Kawalli einen notariell ausgefertigten unterzeichneten und bereits abgestempelten Vertragsentwurf der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft übergeben, welchen er selbst nur zu unterschreiben brauchte, um ihn völlig rechtsgültig zu machen.

einem monatlichen Gehalt von £ 25, dann erhöhte er dasselbe auf £ 30; bei der Rückkehr von meiner Mission nach Uganda überraschte er mich mit der Erhöhung meines Gehalts auf £ 40, doch wurde dasselbe, als ich Gouverneur der Provinz wurde, wie bei allen Provinzgouverneuren, £ 50 monatlich. Meine letzte Unterredung mit Gordon Pascha hatte ich im Jahre 1877. Im Juni 1882 schrieb mir Abdul Kader Pascha, daß er in einigen Monaten einen Dampfer mit Lebensmitteln und Munition an mich absenden werde. Nachdem ich neun Monate gewartet hatte, erhielt ich im März 1883 nur 15 Kisten Munition. Das ist tatsächlich die letzte Zufuhr von irgend etwas gewesen, was ich bis zu Ihrer jüngsten Ankunft im April 1888 von der Außenwelt bekommen habe. Genau fünf Jahre! ... Während fünf Jahren bin ich in dieser Region vereinsamt geblieben. Hoffentlich aber nicht müßig. Ich wurde von den Angelegenheiten meiner Provinz in Tätigkeit gehalten, und es ist mir gelungen, an manchen Dingen Vergnügen zu finden. Dennoch hat die Isolierung von der zivilisierten Welt mir das Leben ziemlich schwer gemacht. Ich würde mich des Lebens hier bis zu meinem Ende freuen, wenn ich nur regelmäßig Nachrichten erhalten könnte und eine sichere Verbindung mit der Außenwelt hätte, um alle Monate oder alle zwei oder selbst drei Monate Bücher und

Zeitungen zu erhalten. Ich beneide die Missionare in Uganda, die monatlich ihr Paket Briefe, Zeitungen und Bücher bekommen. Herr Mackay hat in Uganda eine vollständige Bibliothek. Das Päckchen ‚Honeydew'-Tabak, welches ich Ihnen neulich gab, erhielt ich von ihm. Ich bekam auch einige Flaschen Spirituosen, Kleidungsstücke, Schreibpapier von ihm und ebenso die wenigen Nachrichten, welche ich aus den mir hin und wieder gesandten Nummern des ‚Spectator' und der ‚Times' ersah. Bücher über gewisse Gegenstände, welche mich interessieren, habe ich aber nie von ihm erhalten können, ohne ihm und seinen Freunden viel zu große Mühe zu machen. Ich möchte daher gern meinen eigenen Postdienst haben, dann wäre mein Leben von dem Unbefriedigtsein befreit. Ach, diese Jahre des Schweigens! Ich vermag meine Gefühle nicht in Worte zu kleiden, könnte die Zeit aber nicht nochmals aushalten."

Über Emin äußert sich Stanley noch wie folgt: „Seine Fähigkeiten, Tüchtigkeit und Brauchbarkeit für die eigentümliche Stellung, in welche er versetzt war, ergeben sich aus der Art und Weise, wie er es möglich machte, seine Truppen zu bekleiden. Unter den uns aufgenötigten Geschenken befanden sich Stücke von Baumwollstoff, den seine Leute selbst gewebt hatten, grob, aber fest,

sowie Pantoffeln und Schuhe von seinen eigenen Schuhmachern. Das Aussehen seiner Dampfer und Boote nach der langen Dienstzeit, die Herstellung des für die Maschinen geeigneten Öls, einer Mischung aus Sesamöl und Talg, die ausgezeichneten sanitären Einrichtungen, die Sauberkeit und Ordnung der unter seinem Befehl stehenden Stationen, die regelmäßig ohne Widerspruch erfolgende Zahlung des Getreidetributs seitens seiner Negeruntertanen zweimal im Jahre, alles das dient dazu, um seinen eigenartigen Charakter zu kennzeichnen und zu beweisen, daß er Talente besitzt, wie man sie bei denen, die Afrika zu ihrem Arbeitsfelde erwählen, nur selten findet. Bei dem Bemühen, ihn zu beurteilen, lasse ich im Geiste Hunderte von Offizieren vorüberziehen, welche am Nil und Kongo gedient haben, aber kenne nur wenige, welche ihm in einer seiner wertvollen Eigenschaften gleichkommen würden. Abgesehen von seinen sprachlichen Kenntnissen ist er Naturforscher, etwas Botaniker, und was ihn als Arzt anbetrifft, so glaube ich wohl, daß 20—30 Jahre eines abenteuerlichen Lebens, wie er es geführt hat, ihm seltene Gelegenheiten geboten haben, um in diesem Beruf klug und geschickt zu werden. Die von ihm gebrauchten Worte gehen, wie man aus dem Vorstehenden ersieht, über das hinaus, was zu einem allgemeinen Gespräch erforderlich ist,

und ließen mich auch seine Gewandtheit im Englischen erkennen, das bei seiner sonoren Stimme und gemessenen Sprache ungeachtet des fremden Akzents sehr angenehm klang. Ich fand ihn über die Fragen der in Zeitungen und Zeitschriften behandelten Politik sehr gut unterrichtet, gleichviel von welchem Lande wir sprachen. Sein Benehmen ist sehr höflich und entgegenkommend, vielleicht etwas zu zeremoniell für Zentralafrika, aber höchst geziemend für einen Gouverneur und gerade so, wie man es von einem Beamten in solcher Stellung, der sich seiner schweren Verantwortlichkeit bewußt ist, erwarten kann.

Fleißige Arbeit scheint für ihn ein wichtiges Lebensbedürfnis zu sein. Er ist ein Muster anstrengender, geduldiger Arbeit. Kaum war das Lager aufgeschlagen, so machte er sich schon daran, nach methodischer Weise in der Einrichtung Ordnung herzustellen. Sein Tisch und Stuhl haben ihren bestimmten Platz, auf dem Tische befinden sich die Tagebücher, auf einem passenden Postament die Aneroidbarometer, im Schatten sind die Thermometer und Psychrometer in gehöriger Weise aufgestellt, so daß die Luft sie ordentlich bestreichen kann. Die Tagebücher sind Wunder von Zierlichkeit und ohne Kleckse, die Schrift ist mikroskopisch klein, als ob er einen Preis für Akkuratesse, Sparsamkeit, Zierlichkeit und Treue erzielen wolle. Tat-

sächlich zeichnen die meisten Deutschen meiner Bekanntschaft sich durch die Masse ihrer Beobachtungen und ihre überaus schöne Schrift aus, während Englisch sprechende Reisende, die ich kannte, Notizbücher besaßen, die für sie allerdings ganz brauchbar sein mochten, sonst aber nicht gut geführt, voll von Klecksen und im Vergleich zu jenen schlecht geschrieben waren und demjenigen, welcher die Herausgabe zu besorgen hat, unendliche Schwierigkeiten machten." (Siehe Stanley, „Im dunkelsten Afrika", deutsche Ausgabe, Band I, S. 413—415.)

Während Stanley von neuem zu seiner Nachhut am Yambuya zurückkehrte, und bevor er wieder am Albert-See ankam, war, wie gesagt, Mr. A. Y. Mounteney Jephson bei Emin Pascha zurückgeblieben. Inzwischen hatte sich die Absicht Stanleys, den Pascha nach Ägypten zurückzuführen, unter Emins Leuten herumgesprochen, und, um dies zu verhindern, rebellierten eine Reihe von Offizieren und setzten Emin und Jephson am 18. August 1888 in Dufilé gefangen. Der Pascha wurde abgesetzt, und diejenigen Offiziere, welche im Verdacht standen, ihm freundlich gesinnt zu sein, wurden von ihrem Posten entfernt. Schon hatte man die Absicht, Emin in Ketten zu legen, als plötzlich die Nachricht in Dufilé eintraf, daß die Mahdisten mit drei Dampfern in Ladò angekommen seien und sich an Stelle der alten Station festgesetzt hätten.

Nach ein paar Tagen griffen die Danagla Redjaf an und eroberten es. Infolge davon flüchteten die Besatzungen der Stationen Béden, Kiri und Muggi mit ihren Frauen und Kindern nach Laboré. Nun setzten die Rebellen den Pascha wieder in seinen Posten ein und bereiteten ihm auch in Wadelai respektvolle Ovationen. Emin aber begab sich mit seinen weißen Begleitern in das Lager von Stanley nach Kawalli. Die Mahdisten griffen darauf Dufilé an, wurden indes zurückgeschlagen. Aber Dufilé wurde von Emin Paschas Leuten geräumt.

Als Emin Pascha noch in Gefangenschaft saß, hatte Stanley ihm folgenden Brief geschrieben: „Ich bedauere die unseligen Ereignisse, deren Opfer Sie geworden sind. Sollten Sie noch gefangen gehalten werden, so würde ich Sie nicht befreien können, da meine Expedition sehr stark gelitten hat, und ich nur über sehr wenig Kräfte verfüge. Es ist mir unmöglich, Sie aufzusuchen, jedoch will ich Sie hier noch acht Tage erwarten und will sehr hoffen, daß Sie kommen können. Im gegenteiligen Fall werde ich nach meiner Ankunft in England nicht unterlassen, Ihre Verdienste gebührend zu rühmen." (Siehe Vita Hassan, Bd. II, S. 184 bis 185.) Das war eine Entsatzexpedition, die sich gewaschen hatte!

Es kann keine Frage sein, daß die Expedition Stanleys den letzten Rest von Ordnung und Disziplin aus Emins Leuten hinausgetrieben hatte, und

daß es fraglich war, ob er mit seiner zerrütteten Truppe den Mahdisten von Norden her hätte standhalten können. Aber welches Interesse Stanley und die Engländer daran haben konnten, Emin Pascha aus seiner Provinz hinauszudrängen, ist weder Emin selbst noch mir jemals klar geworden, wenn nicht der eigentliche Zweck von Stanleys Maßnahmen der war, seiner Rückkehr nach Europa einen eigenen Glanz zu geben dadurch, daß er als Bärenführer für den berühmten Emin Pascha auftrat.

Zur Kennzeichnung von Stanleys Expedition bleiben jedenfalls die beiden Tatsachen bestehen, daß er es nicht für der Mühe wert hielt, Emins eigene Provinz auch nur mit einem Schritt zu betreten, und das Kulturwerk, welches Emin Pascha inmitten Afrikas geschaffen hatte, sich anzusehen, und daß er Emins Ansehen bei seinen Leuten und den Stämmen ringsum völlig untergrub und dadurch die eigentliche Veranlassung zu seiner Verhaftung wurde.

Als Jephson, den Stanley, wie gesagt, gleich anfangs mit einem Schreiben an Emin vorangeschickt hatte, es ihm in Meswa überreichte, sagte dieser nach einem Augenzeugen (Vita Hassan, Bd. II, S. 134), nachdem er es gelesen, bekümmert: „Nachdem ich mich abgemüht habe, die Provinz zu organisieren und auszudehnen, nachdem ich überall Stationen eingerichtet und die meisten

der umliegenden Stämme unterworfen habe, heißt man mich jetzt, alles aufgeben, alles verlassen und davongehen." In diesen Seelenzustand des Paschas vermag Stanley sich in seiner Darstellung gar nicht zu versetzen, da heißt es einfach: Emin sei unentschlossen, wisse nicht, was er wolle, während es doch nur die Anhänglichkeit eines Mannes von Herzen an sein Lebenswerk und die Fürsorglichkeit für seine Leute war, was ihn zaudern machte. Emin und seine Leute konnten sich wochenlang nicht entschließen, vom schönen oberen Nil abzumarschieren, bis Stanley endlich dem Zaudern ein Ende machte, indem er Emins Leute einfach entwaffnete und mit Stockhieben unter seinen Gehorsam zwängte und dann an die Westseite des Victoria-Sees abmarschierte.

Ich muß gestehen, daß ich die Gesichtspunkte, welche Stanley zu seiner Handlungsweise veranlaßten, bis auf den heutigen Tag nicht verstehe.

Daß zwischen Stanley und Emin Pascha auf dem weiteren Marsche sich keine gemütvollen Empfindungen entwickeln konnten, ist kein Wunder. Als ich Anfang 1890 in Uganda ankam, erzählte mir Père Lourdel von der Mission der „Pères blancs" gleich am ersten Tage von der Vergewaltigung Emins: „Il n'a pas voulu, il l'a pris comme un criminel!" Und in der ganzen Bevölkerung hatte das Ansehen Emins außerordentlich

gelitten. Wissmann hat mir hernach erzählt, daß Emin bei dem Einmarsch in Bagamojo ihm einen ganz unverständlichen, verschüchterten Eindruck gemacht habe, durchaus z. B. nicht den Ehrensitz zu seiner Rechten bei Tisch habe einnehmen wollen und ihn Stanley aufgedrängt habe.

Mir erzählte Emin Pascha in Mpuapua, an Stanleys eigener Tafel auf dem Marsch habe dieser sich immer allein in europäischer Weise servieren lassen, während alle seine Begleiter und seine Gäste, Emin, Casati, Vita Hassan, ungedeckt und einfache Negerkost hätten essen müssen. Eine rohere Behandlung eines zartfühlenden Menschen wie Emin läßt sich nicht ausmalen.

Stanley hatte bei seinem Abmarsch im ganzen 1510 Köpfe unter sich, darunter den Gouverneur Emin Pascha, den Reisenden Kapitän Casati, den Kaufmann Signor Marco, den Apotheker Vita Hassan, und darüber hinaus noch seine eigene Expedition von 230 Mann mit seinen eigenen britischen Offizieren, im ganzen gegen 2000 Menschen.

Dies war für mittelafrikanische Begriffe eine Großmacht. Ich bin überzeugt, daß Stanley bei entschlossenem Auftreten die Äquatorialprovinz von den Mahdisten hätte säubern, jedenfalls aber diktatorisch in Unyoro und Uganda hätte auftreten können, wo die christliche Partei seine Hilfe dringend erbat. Trotzdem erklärte er sich

für zu schwach, um in Uganda einzugreifen, wo ich ein Jahr darauf mit nur elf Soldaten unter Anlehnung an die Mission der Weißen Väter eine entscheidende Rolle spielte und den deutschen Interessen das Übergewicht gab. Um ein Haar würden Stanley und Mr. Jackson, der mit 500 Gewehren in Kawirondo stehen blieb, ihrem Lande den oberen Nil gekostet haben.

Stanley wählte die Route durch Ankori nach dem Alexandra-Nil, marschierte dann nach der britischen Missionsstation in Usambiro am Victoria-Njansa, wo die Expedition rastete, und zog von dort nach Bagamojo, wo er am 4. Dezember 1889 eintraf.

Dorthin nahm Emin Pascha außer den schon aufgeführten Herren auch seine kleine Tochter Ferida, die damals nur Kisuaheli und Arabisch sprach, mit, deren rechtliche Stellung er an der Küste regelte. Die Mutter war aus dem Stamme der Galla gewesen und bei der Geburt eines zweiten Kindes gestorben.

Wissmann hatte die Expedition Stanley bereits durch den sogenannten Chef Schmidt in Mpuapua begrüßen und an die Küste eskortieren lassen. Er selbst empfing sie an der Kingani-Fähre vor Bagamojo mit Entfaltung allen militärischen Schaugepränges und führte sie persönlich in die Station ein. Dort überreichte der Kommandant des deutschen Kreuzers „Sperber" Emin Pascha das nachfol-

gende Telegramm Seiner Majestät des Deutschen Kaisers: „Bei Ihrer endlichen Rückkehr von dem Posten, welchen Sie über elf Jahre mit echt deutscher Treue und Pflichterfüllung heldenmütig behauptet haben, begrüße Ich Sie gern mit Meinem Glückwunsch und Meiner Kaiserlichen Anerkennung. Es hat Mir zur besonderen Freude gereicht, daß die Truppe des deutschen Reichskommissars Ihnen den Weg an die Küste gerade durch unser Schutzgebiet bahnen konnte. gez. Wilhelm, Imperator, Rex. Graf Bismarck." Diese hohe Auszeichnung hat unserem Landsmann eine tiefe und andauernde Freude bereitet, und jetzt hätte er seine Genugtuung über Stanley haben können, indem er plötzlich zur Hauptperson der Expedition wurde. Bei dem folgenden Empfangsessen waren über dreißig Personen versammelt, die meistens gekommen waren, um die Rückkehr Emin Paschas an die Küste zu feiern, dem denn auch der Ehrenplatz zur rechten Seite von Major Wissmann zugedacht worden war, während Stanley ursprünglich zu dessen Linken sitzen sollte. Aber Emin, wie ich schon erwähnt habe, hatte selbst in Wissmann gedrängt, doch Stanley zu seiner Rechten sitzen zu lassen. Und so blieb dieser auch bei diesem Festessen die Hauptperson. Der einzige, auf den keine Rede gehalten wurde, war Emin Pascha. Aber die Vorsehung hatte ihren eigenen Weg, unseren Landsmann von neuem in

den Mittelpunkt des Interesses der gebildeten Welt zu setzen. Nach dem Festmahl zog sich Emin in ein Nebenzimmer zurück, wo er einen bis auf die Erde gehenden Fensterflügel für die Tür eines Schrankes hielt, und nun, kopfüber, einen Stock tief hinunter fiel.

Zum Glück war unter dem Fenster noch ein kleines, abschüssiges Dach, wodurch der Fall etwas abgeschwächt wurde, jedoch erlitt der alte Pascha, nachdem er elf Jahre allen Wechselfällen Zentralafrikas widerstanden hatte, einen doppelten Schädelbruch, den er noch fühlte, als ich ihn im Juni 1890 in Mpuapua traf.

Er wurde sofort in das deutsche Hospital geschafft und hat da monatelang unter der treuen Obhut deutscher Ärzte und zweier deutscher Schwestern auf seine Wiederherstellung warten müssen.

Die Nachricht von dem Unglücksfall durchflog die ganze Welt. Von allen Seiten trafen jetzt zusammen mit den Begrüßungsschreiben Beileidsadressen ein. Fürsten und Könige ließen sich fortgesetzt Bericht über den Verlauf der Krankheit erstatten. Neben Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser waren es namentlich die Königin von England und der Khedive, die telegraphisch um Nachricht über das Befinden Emins baten. Dieser Abschluß von Stanleys Entsatzexpedition wirkte dramatisch und erschütternd.

Im Januar 1890 wich die Lebensgefahr allmählich zurück und Emin Pascha konnte wieder schreiben.

Stanley hatte sich mit seinen Herren und seinen Leuten am Tage nach dem Unglücksfall nach Sansibar eingeschifft und letztere gleich nach Mombas bringen lassen. Er verbot Emins Leuten, unter Androhung, sie in Ketten zu legen, sich irgendwie mit ihrem eigenen Herrn in Verbindung zu setzen. Ein ägyptischer Dampfer, den Emin requiriert hatte, wurde von Stanley mit Order versehen und brachte die Leute nach Suez, ohne daß es Emin gestattet gewesen wäre, einen von ihnen wiederzusehen. „Ich selbst bekam Briefe und Botschaften" (von Stanley), schreibt Dr. Emin an einen Freund, „die ich nur als unpassend bezeichnen kann." „Sie wissen, daß wir alle ohne einen Pfennig an der Küste ankamen; die ägyptische Regierung hat nie danach gefragt, ob ich etwas bedürfe, oder sich um mich gekümmert, außer einigen liebenswürdigen Anfragen des Khediven nach meiner Gesundheit, für die ich ihm natürlich persönlich zu vielem Dank verpflichtet bin, deren Rückantworten jedoch schweres Geld kosteten. Und ich hatte keines. Als ich bei Mackay weilte (in Usambiro), hatte ich im Vertrauen darauf, daß Nubar Pascha und Sir John Kirk mir offiziell geschrieben hatten, ich solle für alle meine Bedürfnisse Wechsel auf letzteren ziehen, einen Reitesel mit Sattel und einen leinenen An-

zug sowie ein Hemd und Stiefel von den französischen Missionaren in Bukumbi gekauft und ihnen eine Anweisung auf das englische Generalkonsulat gegeben: dort lehnte man die Bezahlung (hundertsiebenundfünfzig Dollars!) ab. Sie können sich denken, in welcher Stimmung ich war; Sorgen um meine eigene Zukunft, Sorgen um Erhaltung meiner Leute, Krankheit, Ägyptens Gleichgültigkeit, Stanleys Invektiven ..." (Schweitzer: Emin Pascha, S. 473.)

Es hat kein geschichtliches Interesse mehr, den Wust von Intrigen hier aufzufrischen, der sich jetzt in Bagamojo um die Person Emin Paschas entspann. Er endete damit, daß das Deutsche Reich Emin Pascha in seine provisorischen Dienste nahm. Stanley, der inzwischen nach Kairo gegangen war, war wütend, weil ihm die Beute seiner Expedition — der öffentlichen Meinung von Europa gegenüber — aus den Händen entglitt, und er machte seinem Unwillen darüber nach echt englischer Weise durch eine Preßkampagne im großen Stil Luft. Er suchte den Charakter Emin Paschas herunterzuziehen, indem er ihn der Öffentlichkeit gegenüber als einen unentschlossenen, halbblinden deutschen Gelehrten schilderte.

Ich muß bitten, die betreffenden Abschnitte in Georg Schweitzers „Emin Pascha" selbst durchzulesen, um sich ein deutliches Urteil hierüber zu bilden,

da mir der Raum fehlt, persönlich näher hierauf einzugehen. Meine Leser werden hierdurch schon einen Vorgeschmack von englischen Preßintrigen in diesem Kriege erhalten können.

Emin ließ sein Töchterchen in Bagamojo zurück unter sicherer Obhut. Erst am 26. April 1890 war er wiederhergestellt und alles so weit bereit, daß der Abmarsch zurück nach dem Victoria-See wieder beginnen konnte. Auch war die Regenzeit inzwischen einigermaßen beendigt. Leutnant Langheld war mit der Führung der Truppen betraut. Emin hatte den Auftrag übernommen, zwischen dem Victoria-See und dem Tanganjika die eingeborenen Häuptlinge der deutschen Herrschaft zuzuführen. Außer Dr. Emin, Dr. Stuhlmann und Langheld nahmen noch fünf Europäer an der Expedition teil: Père Schynse, Pater Achte, die beiden Sergeanten Krause und Kühne sowie Feldwebel Hoffmann.

Über Mrogoro marschierte Emin Pascha zunächst nach der deutschen Station Mpuapua. Von Mpuapua schreibt er am 4. Juni 1890 an das Reichskommissariat, daß er glücklich eingetroffen sei. Offiziere und Mannschaften hatten sich in der Zwischenzeit „einmarschiert“, die Regen hatten aufgehört und das Wetter war besser geworden. Am 19. Juni 1890 hatte ich persönlich die Freude, Emin Pascha zum erstenmal in Mpuapua begrüßen zu können. Ich marschierte mit Herrn von Tiedemann zurück von

Uganda nach der Küste, und es war für uns eine Überraschung, den Pascha, den wir in Europa vermuteten, hier auf dem Rückmarsche nach dem Victoria-See zu finden. Ich schildere ihn in meinem Buche „Die deutsche Emin-Pascha-Expedition" folgendermaßen: „Da kam ein Herr unter Mittelgröße herangegangen in einfacher blauer Uniform und mit dem Helm bekleidet. Ein schwarzer Vollbart umrahmte ein Gesicht, dessen Furchen von angespannter geistiger Arbeit zeugten."

Emin Pascha hatte von der kaiserlichen Regierung, wie ich schon gesagt habe, den Auftrag, das Seengebiet in die deutsche Verwaltung hineinzuziehen. Da ich gerade aus dieser Gegend herankam, fragte er mich naturgemäß nach den Verhältnissen daselbst. Ich wußte nicht, daß der Reichskommissar Wissmann ihm besondere Aufträge für die Ausführung seines allgemeinen Befehles gegeben habe, und riet ihm nach bester Überzeugung, vor allem Tabora zu besetzen und sodann Bukoba an der Westseite des Victoria-Sees. Die weitere Entwicklung hat auch bewiesen, wie völlig richtig diese Entscheidung war. Wissmann hatte wohl rein fiskalische Gründe gehabt, um die erstere Stationsgründung ganz zu verhindern, die zweite am Süduser des Victoria-Sees anlegen zu lassen. Es scheint, daß Wissmann sich nachher in Berlin bei der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes

über Eigenmächtigkeit des Paschas bei der Durchführung seiner Expedition beschwert hat. Ferner teilte ich Emin Pascha die Abmachungen, welche ich mit Muanga von Uganda getroffen hatte, mit, von wo ich die britische Flagge, welche noch nicht gehißt war, an Mr. Jackson in Kawirondo zurückgeschickt und die besondere Freundschaftserklärung des Msalme zu Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser veranlaßt hatte. Ich bewog nun Emin Pascha, seine eigne alte Provinz für sich in Anspruch zu nehmen und Seiner Majestät dem Kaiser ebenfalls anzubieten. Wohl gemerkt, der sogenannte Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 bestand damals noch nicht, und Uganda war demnach noch freies Gebiet. Emin Pascha ging eifrig auf meine Pläne ein, und ich hoffe, daß, falls der gegenwärtige Krieg so enden wird, wie wir alle erwarten, die kaiserliche Regierung jetzt in der Lage sein wird, unsere Entschlüsse vom 20. Juni 1890 in den Friedensschluß aufnehmen zu können.

Bis zum 22. Juni blieben wir alle in Mpuapua zusammen, und es sind in meiner Erinnerung schöne Tage, voll von Hoffnungen und großen Plänen, welche wir zusammen verbrachten.

Beim Weitermarsch Emin Paschas durch Ugogo machte sich die Wirkung meiner eigenen Expedition vorteilhaft für Emin Pascha fühlbar. „Jetzt herrscht überall Ruhe," meldet er selbst dem Reichskom-

missariat, „und die Wagogo kommen von weither, um Schutzbriefe und Flaggen zu erbitten. Bischof Livinghac, den ich gestern hier (in Usassa) getroffen, erzählt mir, daß ganz Ugogo durch Herrn Dr. Peters eingeschüchtert worden sei.* Ich selbst habe nirgends Tribut bezahlt und werde es nicht tun, habe auch den Eingeborenen eingeschärft, daß Karawanen unter deutscher Flagge keinen Tribut entrichten, sie jedoch verproviantiert werden müßten." (Siehe Schweitzer, „Emin Pascha", S. 529.)

Am 4. August, nachdem er einen Vertrag mit den dortigen Arabern geschlossen hatte, hißte Emin in Tabora die deutsche Flagge und erklärte öffentlich die Einverleibung des Landes Unjanjembe in den deutschen Kolonialbesitz.

Am 28. August marschierte der Pascha alsdann zum Norden nach dem Victoria-See.

* In Ugogo hatte ich nur noch 11 Somalis mit sehr ungenügender Munition, und 23 fechtbereite Träger, welche ich zum Teil aus Vorderladern mit zerfeiltem Draht schießen lassen mußte. Ich mußte also das Schießen in dem Gefecht mit den Wagogo wesentlich selbst besorgen. Dies war ein Stamm, den Wissmann, der mit 150 sudanesischen Soldaten in Mpuapua war, sich für zu schwach erklärte, anzugreifen, und dem Stanley mit mehr als 1000 Leuten bereit war, Tribut zu zahlen. Man mag hieraus erkennen, wie solche Eingeborenen damals überschätzt wurden. Ich bin überzeugt, daß ich mit demselben Kraftaufwand wie in Ugogo auch zu Beginn der Expedition das Hindernis der sogenannten Buschiri-Rebellion beiseite geworfen haben würde, wenn man mich hätte gewähren lassen.

Inzwischen hatte Casati mit Nuga Pascha in Kairo die Gehaltsangelegenheit erfreulich geregelt und £ 5200 ausgezahlt erhalten. Den größten Teil dieser Summe überwies Emin seiner Tochter Ferida.

Emin Pascha marschierte zum See wieder über Usambiro, wo er das Grab seines Freundes Mackay besuchte, und fuhr dann von Macansa in Booten nach Bukoba.

Beim Durchmarsch durch die Landschaft südlich vom Victoria-See hob er in Massansa ein arabisches Sklavenhändlernest aus und schickte die gefangenen Araber und das ihnen abgenommene Elfenbein an die Küste; diese Beute sollte später die Ursache für sein tragisches Ende werden. Sie ist ihm von den Arabern nie verziehen worden.

Inzwischen war Emins Verhältnis zum Reichskommissariat allmählich gestört. Er war den Herren an der Küste zu eigenmächtig, vor allem zu kostspielig. Man teilte ihm das dienstlich mit und Emin war ernstlich verstimmt. Man hatte ihm den neuen deutsch-englischen Vertrag nicht zuzuschicken für nötig gehalten, und doch mußte er jetzt den Uganda-Wirren gegenübertreten. Im letzten Augenblick noch erhielt er eine Abschrift des Vertrages, so daß er seine Finger von Uganda fernhalten konnte, aber er hat niemals die Mitteilung seiner formellen Anstellung durch den neuen Reichskanzler Caprivi

erhalten. So hat er überhaupt nicht recht gewußt, ob er in deutschen Reichsdiensten sei oder nicht. Dies erklärt seine späteren, scheinbar unverständlichen Entschließungen, die ihn in den großen Wald und dem Kongo zu trieben.

Ich habe leider hier nicht Raum, um seine letzte interessante Expedition im einzelnen zu schildern. Ich kann meinen Lesern nur raten, das von seinem Neffen, Georg Schweitzer, herausgegebene Buch über Emin Pascha, welches seine Tagebücher und Privatbriefe bearbeitet, selbst zu lesen. Hier nur die Haupttatsachen. Die Gründung der Station Bukoba hatte nach längeren Märschen mit dem Aufsuchen eines Platzes am 5. November 1890 begonnen. Am selben Tage kamen auch Boote von Uganda nach Bukoba (in sechs Tagen) mit einer Einladung Muangas, ihn in Mengo zu besuchen. Emin schreibt aber selbst: „Die deutsch-englischen Abmachungen gestatten es mir nicht.“ Diese hatte er endlich bekommen. Der stellvertretende Reichskommissar Dr. Schmidt hatte sie ihm erst am 30. August 1890 zugesendet, obwohl sie am 1. Juli 1890 abgeschlossen waren.

Den Winter von 1890/1891 verbrachte Emin Pascha mit dem Ausbau der Station Bukoba, Anlegung des Gartens usw.

Er war in diesen Tagen voll trüber Ahnungen. „Auch hängt es über mir wie die Vorahnung eines

schweren Übels, und ich kann trotz angestrengter Arbeit das Gefühl davon nicht loswerden," schreibt er am Christabend 1890 in sein Tagebuch. Und an seine Schwester schreibt er um diese Zeit: „Lange kann es doch kaum mehr dauern. Suchen wir uns also so nützlich wie möglich zu machen und die gebliebene Zeit im Interesse des Wissens zu verwerten."

Wie dankbar der Pascha für jeden ihm geleisteten Dienst war, schrieb er am 20. Oktober 1891 seiner Schwester. „In der Post lese ich von dem Triumphzug Dr. Peters' durch Deutschland und freue mich, daß es ihm gelungen ist, die wohlverdiente Anerkennung zu finden. Ich habe leider zu kurze Zeit in seiner Gesellschaft leben können, um ihm zu zeigen, wie tief ich mich ihm und seinen Begleitern verpflichtet fühle (dabei hat er sich in rührender Weise bemüht, um uns dies zum Ausdruck zu bringen!); um so mehr freue ich mich, daß er daheim die so wohlverdiente Anerkennung findet. Er ist ein Mensch, vor dessen Intelligenz und Willenskraft man sich beugen muß, und ich bin der erste — ich weiß ja am besten die Schwierigkeiten zu schätzen, die er überwunden hat —, ihm meine volle Bewunderung zu zollen. Herr von Tiedemann, sein Begleiter, ist ebenfalls ein äußerst tüchtiger, sehr liebenswürdiger und bescheidener Mann. Hoffentlich gelingt es Peters, die Zeitungen

deuten es an, eine seiner Befähigung und seinen Wünschen entsprechende Stellung in der Verwaltung von Ostafrika zu finden."

Leider hatte des Paschas Verhältnis sich gegen den Schluß seines Aufenthaltes in Bukoba zum Reichskommissariat in Bagamojo getrübt. Der Elfenbeinhändler Stokes, ein früherer irischer Missionar, war ihm sehr überflüssigerweise bei seiner Arbeit im Seengebiet ebenbürtig zugeteilt. Er war mit nichts zufrieden, was Emin Pascha getan hatte, und, wie er angab, deshalb gezwungen, schon am 29. Oktober 1890 seine „Resignation einzusenden". Darauf sandte Wissmann eine Depesche an das Auswärtige Amt in Berlin:

„Emin Pascha am See eingetroffen nach einem glücklichen und einem ungünstigen Gefecht mit Arabern und Watuta. Emin Pascha mißachtet jeden Befehl und erschwert Stokes' Arbeit. Habe Emin Pascha zurückgerufen, wenn Seestation gesichert. Wissmann."

Am 6. Dezember sandte der Reichskommissar demnach einen Brief an Emin, worin er die Flaggenhissung in Tabora sowie das Vorgehen gegen die Wangoni tadelte, jenem vorwarf, das Einvernehmen mit Stokes nicht angestrebt zu haben, dessen Instruktionen ihm bekannt seien, und ihn endlich aufforderte, so schnell wie möglich zur Küste

zurückzukommen, sobald er alle Punkte seiner Instruktion erfüllt habe: Errichtung einer Station am Südufer des Victoria-Sees, Verhandlungen mit den in unser Gebiet gehörenden Häuptlingen, und Sichern der Karawanenstraßen. Dieses Schreiben erhielt Emin Pascha erst im April 1891 in der äußersten Nordwestecke des deutschen Schutzgebietes und hat es gar nicht mehr beantwortet. Es scheint, daß Emin und Wissmann völlig verschiedene Ansichten über des ersteren dienstliche Stellung hatten, und jedenfalls war Emin nicht geneigt, die Auslegung des Reichskommissars von Wissmann sich anzueignen.

Am 11. April 1891 zog Emin über den Kagera und damit über die deutschen Grenzen. Zur Kennzeichnung dieser Tat muß ich noch einmal darauf aufmerksam machen, daß er seine Bestallung als deutscher Beamter niemals erhalten hat, sich demnach auch als solcher nicht fühlen konnte. Er schrieb noch von Bukoba: „Ich befinde mich nämlich noch heute in der merkwürdigen Lage, eine deutsche Expedition zu leiten, ohne zu wissen, ob ich überhaupt angestellt bin und Gehalt beziehe oder nicht. Es ist mir nie ein Wort darüber zu Händen gekommen und ich habe, da ich mich Herrn von Wissmann für seine Güte erkenntlich zeigen wollte, die Reise angetreten, ohne Schwierigkeiten zu machen.

Es ist dies eine komische Sachlage und meine englischen Freunde würden mich für toll halten, hörten sie davon."

Der König der Belgier hatte ihm durch Stanley £ 10 000—12 000, also 200 000—240 000 Mark als jährliche Unkosten für seine Verwaltung angeboten. Dr. Schmidt hatte ihm am 7. September 1890 Vorwürfe gemacht wegen mangelnder Berichterstattung und weil er 120 000 Mark verausgabt habe, während nur 60 000 Mark für ihn bestimmt gewesen seien. Dazu schreibt Emin: „Wenn mehr von der Sorte folgen sollte, dann müßte ich ergebenst danken. Ich habe die Expedition bisher mit gutem Erfolge geführt, habe mehr getan, als ich sollte, habe den Herren für Summen Elfenbein gesandt, Stationen errichtet und, statt ein Wort der Anerkennung zu finden, von ‚meinem Vorgesetzten' einen Rüffel bekommen. Soll man da nicht ärgerlich werden?" Eine spätere Stelle des Tagebuches scheint auch zu beweisen, daß Emin seinen Entschluß, in deutsche Dienste getreten zu sein, schließlich bereute. Und doch war seine Anstellung in deutschen Diensten sicherlich freundlich gemeint gewesen. Mit diesem Stachel im Herzen trat der alte Afrikaner seine letzte Golgathareise an, und zwar war es eine geradezu armselige Expedition. Er hatte einen Haufen mehr Lasten als Tragekräfte, welche er mit einem einzigen Begleiter. dem Dr.

Stuhlmann, nach Norden transportieren mußte.* Dies ist mir nur so erklärlich, daß er in seiner früheren Provinz immer den Nil mit mehreren Dampfern zur Verfügung, also das eigentliche ostafrikanische Expeditionsreisen nicht geübt hatte. Infolgedessen mußten entweder Dr. Stuhlmann oder er selbst immerfort mit einem Teil der Lasten zurückbleiben und warten, bis Träger aus der Umgegend requiriert werden konnten. Ein mühevolles und geradezu trauriges Reisen.

Dazu kam, daß Emin Pascha damals wohl infolge seines Sturzes in Bagamojo an chronischer Schlaflosigkeit litt. „Wenn ich einmal vier Stunden des Nachts schlafe," sagte er, „so ist das ein Festtag für mich." Dabei arbeitete er immerfort als Expeditionsführer, als Arzt und als Forscher. Sein Tagebuch hat er bis zum letzten Tage seines Lebens fortgeführt.

So zog er ununterbrochen seinem alten Lande am oberen Nil wieder zu, Dr. Stuhlmann als Führer seiner Schutztruppe bei sich.

Natürlich hatte die deutsche Schutztruppe nördlich des Kagera ebenfalls nach internationalem Recht nichts zu suchen. Emin folgte im wesentlichen der Expedition Stanleys bis nach dem Dorf

* Eine normal geleitete afrikanische Expedition muß zum wenigsten fünf Trägerkräfte mehr als Lasten haben.

Injangabo in Undussuma. Von dort trat er mit seinen früheren Leuten in der Äquatorialprovinz über den Albert-Njansa hin in Verbindung. Aber wie fand er die Verhältnisse in seiner alten Provinz in den zwei Jahren seiner Abwesenheit verändert! Die meisten seiner Offiziere waren tot. Von Disziplin und Ordnung war keine Spur mehr. Die Mahdisten waren weiter gegen Süden vorgedrungen, seine früheren Mannschaften hatten sich in Räuberbanden umgewandelt und belästigten die Eingeborenen durch Razzias. Zur Zeit, als Emin dies alles erfuhr — Ende Juli 1891 — waren die südlichsten Stationen: Tunguru und Msua anscheinend völlig aufgegeben, und die beiden Dampfer „Njansa" und „Khedive" waren unbrauchbar. Die Station bei Kawalli war zwei Stunden nach Südwest von dem Platz, wo Stanley lagerte, verlegt worden. Die Herden waren durch die Rinderpest vernichtet. Das berühmte Elfenbein Emins, worüber sich die guten Leute in Europa so aufregten, lag im Süden des Albert-Njansa-Sees verschüttet. An eine Übernahme der alten Stellung Emin Paschas, selbst wenn dieser dies gewünscht haben würde, war natürlich nicht zu denken. Das Intrigenspiel der Offiziere gegeneinander und das Vordringen der Mahdisten hatte die Lage noch viel verfahrener gemacht, als sie schon vor zwei Jahren

gewesen war.* So erschien Emin seinen Leuten auch nur als ein privater Reisender, der vorübergekommen sei und sich nach ihrem Befinden umgesehen habe. Naturgemäß konnten aus den Verhandlungen zweier solcher Parteien keine rechten Resultate sich ergeben, denn sie hatten sich gegenseitig nichts zu bieten. Die Äquatorialprovinz war zum großen Teil in den Händen der Mahdisten, von den reichen, vor zwei Jahren noch in Wadelai und den übrigen Stationen vorhandenen Vorräten war nichts mehr da. Auf der anderen Seite hatte Emin Pascha nichts zu bieten, was seine früheren Offiziere reizen konnte. Ehrlicherweise mußte er ihnen sagen, daß ihre Gehaltsansprüche in Kairo nicht mehr existierten, auch könne er ihnen von keiner anderen Regierung Vorschläge machen; er wolle versuchen, sie an die Westküste durch den großen Wald zu führen oder vielleicht nach Monbuttu. Vor allem war er selbst krank und gebrochen. Er konnte Dritten nicht mehr imponieren.

„Ich bin überhaupt in den letzten Wochen recht alt geworden, meine Augen versagen von Tag zu Tag mehr," schreibt er am 18. August 1891 seiner Schwester. Und wiederum am 21. Oktober 1891 trägt er in sein Tagebuch ein: „Ich komme mir

* Siehe Stuhlmann a. a. O. Seite 332—337; Schweitzer a. a. O. Seite 695—696.

vor wie der ewige Jude — ich kann nicht sterben, obgleich ich es, Gott weiß es, gern wollte." Am 6. Dezember 1891 schreibt er seiner Schwester: „Gott segne Euch alle, halb blind wie ich bin, wäre es unnütz, mir sofort zu schreiben." Am 27. April 1892 heißt es: „Ich bin recht müde, wäre es doch erst vorüber." Am Neujahrstag 1892 schreibt er in sein Tagebuch: „Ich will zur Feier eine Extradosis Chloral nehmen."

Ein solcher Mann gehört in ein deutsches Sanatorium, etwa nach Schlachtensee, aber nicht in den zentralafrikanischen Urwald und nicht an die Spitze einer Expedition von Briganten und Mördern! Und dabei forderte seine „vorgesetzte Behörde" immerfort genaue Berichterstattung von ihm.

Am 10. August 1891 verließ er endlich sein Lager. Seine Expedition bestand damals nach Stuhlmann aus 512 Personen, darunter 126 Träger, 14 Aufseher, 5 Dolmetscher, Sammler usw., 32 alte Soldaten, 20 neue Soldaten, 3 brauchbare sudanesische Offiziere. Insgesamt 150 brauchbare Leute und 317 Personen, die nur als Ballast mitgeschleppt und doch in den Wäldern ernährt und bekleidet werden mußten. Emin Pascha gibt den Bestand der Expedition folgendermaßen: „312 Personen (177 Leute mit 96 Frauen und 39 Kindern); Sudaner aus meiner Provinz, 182 Per-

sonen (29 Leute mit 72 Frauen und 81 Kindern, darunter viele Witwen mit Kindern); totaler Bestand an Leuten 494." Natürlich war eine solche Expedition überhaupt nicht marschfähig, am wenigsten in einem Gelände wie dem großen, zentralafrikanischen Wald. Dazu kam, daß Emin Pascha augenscheinlich selbst nicht wußte, wohin er mit diesen vielen Menschen sollte.

Nun begann das Hängen und Würgen wieder, welches durch die fortwährende Trägernot hervorgerufen wurde. Vorläufig marschierte Emin Pascha am Ituri aufwärts bis nach Andelabi, teilweise durch Grasland mit immer wiederholten Pausen und Unterbrechungen, schließlich ziellos in den Urwald hinein. Dann, vom 28. September 1891, machte er diese ganze Strecke zurück und langte im November wieder in Undussuma an. Am 6. Dezember schreibt er: „Heiliger Nikolas, was bringst du mir? Wegen zunehmender Blindheit die meteorologischen Messungen einzustellen." Am 7. Dezember heißt es: „13 Blatternfälle im Lager, Dr. Stuhlmann aufgefordert, mit allen Gesunden, das heißt solchen, welche die Blattern schon gehabt haben, abzumarschieren."

Das amtliche Schreiben Emins an Dr. Stuhlmann, in dem er diesen zum Rückmarsch auffordert, lautet: „Angesichts der Zunahme der herrschenden Blattern und der Abnahme der Lebensmittel im

Lande ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren, ohne Verzug alle gesunden Träger und Soldaten und zugehörigen Güter zu nehmen und zunächst bis Tenge-Tenge vorzugehen." — — —

„Sollten binnen 1 Monate vom Datum Ihres Abmarsches keine Nachrichten von mir bei Ihnen angelangt sein, so wollen Sie ohne jeden Aufenthalt die Station Bukoba zu erreichen suchen und nicht auf unsere Karawane warten."

Wie die Dinge lagen, schrieb sich Emin Pascha hiermit sein eigenes Todesurteil.

Am 4. Dezember, einem Freitag, finden wir in seinem Tagebuch die scheinbar nichtssagende Bemerkung: „Manyema angekommen."

Diese Manyema waren Elfenbein- und Sklavenhändler und gehörten einer großen mittelafrikanischen Organisation an, an deren Spitze Araber, wie mein alter Sansibarfreund Tippu-Tip, standen. Ihr Oberhaupt war ein gewisser Said bin Salin und neben ihm ein Mann namens Ismaïli. Ein anderer Führer war Said Abid. Sie lagerten an den Pisgah-Bergen.

Ende Februar hörten die Blattern auf. Am 28. Mai 1892, um es kurz zu machen, schloß sich Emin Pascha dem Said Abid auf seinem Rückmarsch durch den großen Wald zum Kongo an. Seine Route, welche Emin bis zum Tage seines Todes genau aufgenommen hat, führte südlich der

von Stanley durchzogenen, in wesentlich süd-
westlicher Richtung bis zum Dorf des Häuptlings
Kinena. Er hatte sich von der Reise aus mit einem
Schreiben an den Sklavenhändler Kibonge mit der
Anmeldung seines Besuches gewendet. Emin
Pascha galt der Araberpartei, seit der Verurteilung
der arabischen Sklavenhändler im Süden des Vic-
toria-Sees, als Renegat, da er selbst ihnen als
Moslim bekannt war. Nun befahl Kibonge dem
Kinena, ihn zu ermorden. Gleichzeitig schrieb er
ein Bewillkommnungsschreiben an den Pascha,
in welchem er ihn einlud, ihn doch zu besuchen.
Die weiteren Ereignisse des 23. Oktober 1892
schildert Schweitzer nach den Akten des Kongo-
staats wie folgt:

„Kinena begab sich, sobald er das Schreiben von
Kibonge erhalten hatte, mit Ismaïli und einigen
anderen Leuten zu Emin. Sie fanden ihn an-
geblich, wie Ismaïli später vor Gericht ausgesagt
hat, an seinem Tische schreibend; ringsum lagen
naturwissenschaftliche Sammelstücke, auch waren
einige seiner Soldaten bei ihm. Er hatte sich über
Kibonges Brief gebeugt und nahm sofort Kine-
nas Vorschlag an, seine Leute in die Pflanzun-
gen zu schicken, um Bananen zu holen. Sie
nahmen die Waffen mit, um den Weibern auf
den Feldern Schrecken einzujagen; die Pflanzungen
waren etwa eine Wegstunde entfernt. In der

Zwischenzeit gab Kinena seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß Emin nun abreisen werde.

Ismaïli und Mamba standen unmittelbar neben dem Pascha, auf ein Zeichen vom Häuptling ergriffen sie seine Arme, da er in einem Stuhle saß. Er drehte sich um und fragte, was sie wollten. Kinena sah ihn an und sagte: ‚Pascha, Ihr müßt sterben!‘ Emin drehte sich um und rief sichtlich zornig aus: ‚Was wollt Ihr? Soll das ein Scherz sein? Was soll das heißen, meine Arme festzuhalten? Was habt Ihr für eine Absicht mit meiner Tötung? Wer seid Ihr, daß Ihr den Befehl zum Töten eines Mannes geben könnt?‘ Kinena antwortete: ‚Ich habe den Befehl nicht gegeben, ich empfing ihn von Kibonge, der ist mein Herr, und ihm muß ich gehorchen.‘

Drei Leute von Kinenas Mannschaft kamen dazu und halfen Emin halten, welcher sich heftig anstrengte, sich frei zu machen und seinen auf dem Tisch liegenden Revolver zu ergreifen; seine Bemühungen waren vergeblich, und sie drückten ihn in den Stuhl zurück. Dann rief Emin dem Kinena zu, das Ganze wäre ein Mißverständnis, er habe einen Brief von Kibonge empfangen, worin ihm Geleitschaft bis zu dessen Ortschaft zugesagt werde. Dieser Brief läge vor ihm auf dem Tische. Darauf erwiderte Kinena: ‚Pascha, könnt Ihr Arabisch lesen? Ja! Dann lest dies —,‘ und er hielt ihm

den anderen Brief unter die Augen, denn Emin war fast blind. Emin las ihn und sah, die Sache war richtig.

Nachdem er einen langen Atemzug getan, wendete er sich und sagte: ‚Wohl! Ihr könnt mich töten, aber bedenkt, daß ich der einzige weiße Mann in der ganzen Gegend bin. Doch es gibt noch viele andere, welche meinen Tod zu rächen bereit sind.‘ Emin hat kein Zeichen von Furcht gegeben.

Auf ein Zeichen von Kinena wurde er aus seinem Stuhle herausgehoben und flach auf den Rücken gelegt; jedes Bein und jeder Arm wurde von einem Manne gehalten, Ismaïli hielt den Kopf, während Mamba ihm die Kehle durchschnitt. Emin leistete keinen Widerstand, der Kopf wurde hintenüber gezogen und Mamba schnitt den Kopf halb ab. Das Blut spritzte über die Leute weg, und Emin Pascha war tot.

Die Mörder hielten ihn noch einen Augenblick, dann brachen sie auf und ließen den Körper dort liegen. Nachher trennte Mamba sein Haupt ganz vom Rumpfe, Kinena legte es in eine kleine Kiste und schickte es an Kibonge, damit er sähe, daß seine Befehle erfüllt seien."

Auf diese gräßliche Art endete Dr. Eduard Schnitzer, einer der zartfühlendsten und gewissenhaftesten deutschen Afrika-Forscher und Kolonial-

politiker. Er fiel als ein Opfer des Kampfes zwischen dem Arabertum und Europäertum, welcher um 1890 über ganz Mittelafrika tobte. Eine kleine Genugtuung ist es, daß sämtliche Farbige, welche in seinen Mord verwickelt waren, auch Kibonge, von den Truppen des Kongostaats gefangengenommen und nach kriegsgerichtlicher Untersuchung getötet worden sind.



König Leopold II. und der Kongostaat

Mit diesem Kapitel gelangen wir zur Behandlung einer Persönlichkeit, welche Mittelafrika selbst niemals gesehen, aber dennoch in die Neugestaltung des dunkeln Erdteils tiefer eingegriffen hat als irgendeiner der bisher behandelten Männer. König Leopold II. hat durch die Gründung und die Entwicklung des vormaligen Kongostaates die eigentliche Mitte Afrikas den Kulturgebieten der Erde angegliedert, und was er geschaffen hat, das tat er allein; kein geschlossenes Volk stand hinter ihm. Darin unterscheidet er sich von den spanischen Monarchen des 16. Jahrhunderts, daß er das Risiko seiner großen Unternehmung auf seine eigene Person nahm. Seine Beamten und Offiziere waren gar sehr verschieden von den spanischen Cortez und Pizarro, daß sie eben nur auf das Kommando ihres königlichen Herrn hin arbeiteten, aber auch keine Verantwortung trugen außer der, sich nur innerhalb dieser Befehle zu halten.

Seinem Kopf ist die für europäische Verhältnisse eigenartige Idee dieses internationalen Staats-

wesens entsprungen, ihm kommt die Initiative, sie zu verwirklichen, und kommen alle die Maßregeln, um sie ins Leben zu rufen, zu. Er schuf jene Disziplin, welche den Kongostaat von oben bis nach unten auszeichnete und die Bewunderung der meisten Beobachter hervorrief, welche ihn kennengelernt haben.

Leopold II. gehörte einer Familie an, welche mehreren europäischen Thronen ihre Inhaber gegeben hat: dem Hause Koburg. In London, in Brüssel, in Lissabon, in Sofia trugen Koburger die Kronen. Es war eine nüchterne, verstandesmäßige, taktvolle Art, welche in Belgien und Bulgarien neue Staatswesen geschaffen hat und, mit Ausnahme vielleicht des portugiesischen Zweiges, den Wert des Geldes klar zu schätzen wußte. Insbesondere zeichnete sich der Vater Leopolds II., Leopold I., der Begründer der belgischen Dynastie, aus durch die sehr rücksichtsvolle Art, mit der er die Verfassung, welche das belgische Volk sich gegeben hatte, achtete. Er wußte seinen Staat durch alle Schwierigkeiten der internationalen Verwicklungen hindurchzusteuern und gewann in seiner Gemahlin Luise Marie, der Tochter des Königs Louis Philippe, eine ebenso taktvolle Gehilfin. Leider starb sie bereits im Alter von zweiunddreißig Jahren an Auszehrung. Sie hinterließ ihrem Gatten drei Kinder, nachdem der älteste

Sohn schon im Kindesalter heimgegangen war. Eben den späteren König Leopold II., welcher am 9. April 1835 in Brüssel geboren war, den Prinzen Philipp, Grafen von Flandern, geboren am 24. März 1837, Vater des jetzigen Königs der Belgier, und die Prinzessin Charlotte, geboren am 7. Juni 1840, welche später die unglückliche Kaiserin von Mexiko wurde. Leopold II. erhielt den Titel Herzog von Brabant. Er war fünfzehn Jahre alt, als seine Mutter starb.

Man hat König Leopold mit Recht einen Geschäftsmann auf dem Thron genannt. Ein Amerikaner meinte, er sei würdig, ein Yankee zu sein, was in seinen Augen natürlich ein Kompliment sein sollte. In der Tat erwarb er in seinem Leben außer den fünfzehn Millionen Franken, welche sein Vater ihm hinterließ, noch hundertunddreißig Millionen, insbesondere durch seine afrikanischen Unternehmungen. Ich selbst lernte ihn erst 1890 durch Seine Majestät den Deutschen Kaiser in Potsdam kennen, und habe ihn hernach häufig in seinem eigenen Lande besucht und geschäftliche Unterhaltungen mit ihm gehabt.

Der König hatte wenig Aristokratisches an sich. Ich glaube, er glich in mancher Beziehung dem Bourgeoiskönig in Paris. Ich möchte ihn nach Londoner Art einen Promotor, oder, wie man sich in Berlin auszudrücken pflegt, einen Großspekulanten auf dem Thron nennen. Er wußte

ganz genau, worauf es ankam, und vergaß bei seinen Kalkulationen niemals sich selbst. Er war von einer ausnehmenden Klugheit, um nicht zu sagen Schlauheit. Er war ungeheuer bewandert in allen Fragen und ließ sich von keinem ein X für ein U machen. Er konnte auch ein offenes Wort vertragen, und wenn man erwägt, wie viele Pinsel auf europäischen Thronen sitzen, so mußte man überrascht und erfreut sein, endlich einmal mit einem nüchternen Mann in dieser hohen Stellung zu tun zu haben, zu dem man sprechen konnte, wie zu einem anderen Menschen, und dem daran lag, sich wirklich belehren zu lassen.

Leopold II. kannte den Wert des Geldes, sage ich. Er war sparsam, um nicht zu sagen knauserig, selbst für seine eigene Person. Er wechselte sein Taschentuch jede Woche nur einmal, und wenn seine Dienerschaft ihm mehr als ein Handtuch in sieben Tagen hinhängte, so schalt er. Seine Lebensweise war außerordentlich einfach. Er trank fast gar nichts und aß mäßig und bescheiden. Seine Anzüge trug er ab, und man konnte ihn wohl auf der Promenade in Ostende oder auf den Straßen in Brüssel im Strohhut einherschlendern sehen. Sein einziger Sport war das plebejische Spazierengehen. Ihm huldigte er aber täglich im weitesten Maße, und dabei betrieb er geschäftliche Unterhaltungen mit seiner Umgebung.

Auch sein Äußeres war nicht gerade aristokratisch. Zwar hatte er eine hohe und aufrechte Figur von über sechs Fuß, und eine fein geformte Adlernase, aber er besaß nichtssagende hellblaue Augen und einen langen, zu meiner Zeit ins Weiße schimmernden Vollbart, so wie man ihn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu tragen pflegte. Indes hatte er wohlwollende Züge und glich auch in seiner Erscheinung einem respektablen Bürgersmann der mittleren Klassen.

Man hat ihm Selbstsucht vorgeworfen, und sicherlich mit Recht. Aber daß er auch menschenfreundlich empfand, beweist die nachfolgende Anekdote: Eines Tages fuhr der König in seinem Automobil, welches von seinem eigenen Schofför geführt wurde, zwischen zwei Gräben. Plötzlich tauchte vor ihm eine Frau mit einem Säugling in einem Kinderwagen auf und einem kleinen Mädchen an der Hand. Das Gefährt zum Stehen zu bringen war nicht mehr möglich, auszubiegen, vermochte der Schofför auch nicht. Da, im letzten Augenblick rief Leopold II. aus dem Hintersitz ihm zu: „Fahr in den Graben!" Er tat es, und gleich darauf schlug der Wagen um. Die beiden Insassen flogen heraus und erhielten unangenehme Verletzungen. Die Frau mit den beiden Kindern war gerettet. Das zeugte doch von Selbstaufopferung und Nächstenliebe.

Alle Briefe, die an ihn gerichtet waren, öffnete

und las der König selbst und unterschrieb auch nichts, was er nicht sorgfältig geprüft hatte. Die Zeitungen wurden ihm nicht ausgeschnitten serviert nach seinem besonderen Geschmack, sondern er las sie täglich vollständig mehrere Stunden lang, sowohl die europäischen wie die amerikanischen. Persönlich war er gleichgültig gegen die öffentliche Meinung, wie er noch später unter anderem durch den Prozeß gegen seine Tochter Stephanie um die Erbschaft von deren Mutter zeigte. Um sechs Uhr morgens stand er auf und legte sich abends zwischen Neun und Zehn wieder schlafen. Dies alles machte keine glänzende oder ritterliche Erscheinung, sondern einen guten und soliden Bürgersmann. Nur in einem Punkte scheint auch er, wie die meisten Koburger, ausgeschweift zu haben, nämlich in bezug auf das weibliche Geschlecht. Eine seiner Geliebten, die Baronin Caroline Lacroix de Vaughan, welche ihm zwei Söhne schenkte, und deren Schwester noch heute Gemüse in den Markthallen zu Paris verkauft, gehörte weder zur sogenannten Gesellschaft, noch war sie von aristokratischem Äußern. In der Tat, sie war Barmaid in Bordeaux gewesen. Indes rechtfertigte sie der König, wie ein guter Bourgeois, vor der Öffentlichkeit, indem er sie in San Remo vorm Altar heiratete, und der Vatikan erkannte seine Ehe an. Denn von seiner rechtmäßigen Gemahlin, der Prinzeß Marie

Henriette, einer Tochter des Erzherzogs Joseph, Palatins von Ungarn, welche er gleich nach seiner Mündigkeitserklärung im Jahre 1853 als Mädchen von siebzehn Jahren geheiratet hatte, hatte er sich schon 1872 völlig getrennt. Die Ehe war ursprünglich eine Liebesheirat gewesen, aber ach, manches trat ein, um das Ehepaar zu entfremden. Sie hatte ihm 1859 einen Sohn und Erben geschenkt, welcher indes schon mit neun Jahren, 1869, gestorben war. Dann wurden noch drei Töchter geboren. Die älteste war Luise, welche den Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg heiratete; er mußte sich hernach von ihr, wegen ihres Ehebruchs mit einem Ungarn, scheiden lassen. Die zweite war Stephanie, die Witwe des Kronprinzen Rudolf von Österreich, welche später, gegen den ausgesprochenen Willen ihres Vaters, den Grafen von Lonyay heiratete. Die dritte, Klementine, war 1872 geboren und verlobte sich trotz des Verbotes Königs Leopolds mit dem Prinzen Victor Napoleon, dem Prätendenten für den französischen Thron. Als zum dritten Male anstatt eines Sohnes wieder eine Tochter — eben diese Klementine — geboren wurde, trennte sich der König endgültig von seiner Frau, welche im Jahre 1902 starb.

Leopold II. hatte durch seine Eltern eine sorgfältige Erziehung bekommen und war vorzüglich auf seinen königlichen Beruf vorbereitet worden.

Deutsch, Englisch und Französisch sprach er vollkommen, und die Bedürfnisse eines industriellen Staates, wie das kleine Belgien war, hatte er zu einem besonderen Studium gemacht. Er wußte ganz genau, daß das Land in erster Linie, um sich entwickeln zu können, neue Handelsbeziehungen und Absatzgebiete nötig habe. Gleich nach seiner Mündigkeitserklärung trat er in den Senat Belgiens ein, an dessen Arbeiten er jahrelang regen Anteil genommen hat. Unter anderem empfahl er Einrichtung von belgischen Konsulaten in der Levante und eine Levante-Linie von Antwerpen aus (am 29. Dezember 1855). Am 11. März 1856 redete er für die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft, 1857 empfahl er den Ausbau des Hafens von Ostende, am 4. März 1858 betonte er die Notwendigkeit, die belgischen Konsularagenten in der Fremde besser zu bezahlen. Davon hänge die Stellung Belgiens im Ausland zum großen Teil ab. Am 17. Februar 1860 empfahl er im Senat die Unterstützung der Ostende-Co., welche im 18. Jahrhundert gegründet war, und riet, die Handelsbeziehungen mit dem fernen Osten zu vergrößern. So war sein Blick immer auf die Ausdehnung des Wohlstandes seines Landes gerichtet.

Von der Welt, wie sie ist, hatte er sich eine möglichst genaue Kenntnis auf dem praktischsten Wege, den es gibt, gebildet, nämlich durch Anschauung.

Ich bin selbst immer der Meinung gewesen, daß die Anschauung auch nur von vierundzwanzig Stunden, sei es von Neapel oder den Pyramiden von Gizeh oder den Tempeln von Karnak oder von irgendeiner anderen Sehenswürdigkeit der Erde, dem Menschen eine bessere Kenntnis gibt, als sechzig Bücher tun können. Demgemäß verfuhr auch der Herzog von Brabant. Gleich nach der Hochzeit bereiste er mit seiner jungen Frau neun Monate lang Italien und Österreich. Sie gingen von Triest am 28. Januar 1855 nach Ägypten, wo sie auch den Beginn des Baus des Suezkanals durch Lesseps mit erlebten. Allen kolonialen Fragen widmete er sein lebhaftestes Interesse. 1860 reiste er allein durch Deutschland, Österreich, über Konstantinopel nach Beirut. Auf einer dritten Reise, 1862, besuchte er Spanien und Marokko. Ende 1862 reiste er allein noch einmal nach Ägypen, und 1864, auf seiner längsten Reise, lernte er Indien und China kennen. Auf dieser Fahrt lernte er Kaffee, Rohrzucker und Ölbäume pflanzen, und in Britisch-Indien interessierte er sich für Teeanbau.

Am 21. Juli 1856 hatte sein Vater das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Königreiches Belgien gefeiert. Leopold II. erkannte hier, wie musterhaft sein Vater den Thron der Koburger gefestigt hatte. Er war entschlossen, die Politik des Vaters fortzusetzen.

Hierzu hatte er vom 17. Dezember 1865, dem Tage seiner Thronbesteigung, an Gelegenheit. Leopold II. ist von der Gefahr des Cäsarenwahns durch seine nüchterne Denkweise stets verschont geblieben. Er war ein mustergültiger konstitutioneller Monarch bis zum Schluß seines Lebens. Ich bin auch überzeugt, daß er den großen Rechnungsfehler seines jetzt herrschenden Neffen im gegenwärtigen Kriege nicht begangen haben würde. Er wußte immer klar zwischen den großen Mächten, von denen das Geschick seines Landes abhing: Deutschland, Frankreich und Großbritannien, durchzusteuern. Er trat 1870 mannhaft für die Neutralität Belgiens ein, ohne es mit einer der Mächte zu verderben. So hat sich sein Land eine politische Stellung in der Welt errungen und unter seiner Leitung einen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung genommen.

Die Tat seines Lebens, welche ihm einen weltgeschichtlichen Ruf bringen sollte, suchte sich Leopold II. auf einem anderen Gebiete. Hier hat er auch befriedigt, was an despotischem Ehrgeiz in ihm lag. Während er in Belgien stets der verfassungstreue Herrscher blieb, gewann er sich am Kongo ein Reich, größer als das Alexanders des Großen und unbeschränkt wie das der Cäsaren in Rom.

Mit großem Interesse hatte König Leopold von jeher alle afrikanischen Forschungsreisen verfolgt.

Erst in den siebziger Jahren begann er persönlich in die Aufschließung des dunklen Erdteiles einzugreifen. Am 12. September 1876 trat auf seine Einladung in Brüssel eine Konferenz zusammen, welche gleichzeitig wissenschaftlich sein sollte, handelspolitisch und humanitär. Zu dieser Versammlung hatte er die Geographischen Gesellschaften von London, Paris, St. Petersburg, Berlin, Wien und Rom sowohl wie die hervorragendsten Afrika-Reisenden und Forscher eingeladen. Unter anderen waren von Deutschland Nachtigal, Rohlfs und Schweinfurth erschienen, ferner Leutnant Lux, Duveyrier, der Marquis de Compiègne, Sir Bartle Frère, Grant, Cameron und Sir William MacKinnon. Der Sekretär war der Belgier Emile Banning. Leopold selbst präsidierte. Der 12. September war ein geschichtlich bemerkenswerter Tag, denn sein Ergebnis war die „Internationale Afrikanische Gesellschaft", oder wie sie hieß: „Association Internationale Africaine", aus welcher sich hernach der internationale freie Kongostaat entwickelt hat. Unter ihren Zielen wurde damals genannt: 1. die genaue Feststellung der Operationsbasen, z. B. an der Sansibarküste und in der Nähe der Mündung des Kongo, sowohl durch Verträge mit den Häuptlingen oder durch Landkauf von Individuen; 2. die Festlegung der zu öffnenden Wege ins Innere und der medizinischen, wissenschaftlichen Sta-

tionen, welche organisiert werden mußten als Mittel, um die Sklaverei abzuschaffen, um Einigkeit unter den Häuptlingen herzustellen und um ein gerechtes und unparteiisches Schiedsgericht für sie zu schaffen; 3. die Schaffung eines internationalen Zentralkomitees und nationaler Subkomitees, um das Werk auszuführen. Die Beratungen dauerten drei Tage.

So entstand die Internationale Afrikanische Gesellschaft, deren Präsident König Leopold selbst wurde, und zu der Dr. Nachtigal, De Quatrefages und Sir Bartle Frère gehörten. Baron Greindl, der spätere belgische Gesandte in Berlin, war der Generalsekretär.

Eine Reihe von Expeditionen in das zentrale Afrika seitens der nationalen Subkomitees war die Folge dieser Konferenz. Belgien schickte allein sechs Expeditionen, unter denen die von Cambier 1879 die Station Inkarema (in Deutsch-Ostafrika) gründete. Die von Bekker und Dhanis und die von Storms waren es, welche 1885 die Station in Mpala anlegten. Das deutsche Komitee schickte die Expedition von Kaiser, Böhm und Reichard aus, durch welche die Station Inkakoma (in Unjamwesi) und Katanga am Südufer des Tanganjika erreicht wurde. (1881—1884.) Das französische Komitee organisierte zwei Expeditionen: die von Capitain Bloyet (1880), die eine Station in Kondoa

(in Usagara) anlegte, und eine weitere unter de Brazza (1880), welche die Straße des Ogove nahm. Diese hatte als endgültiges Ergebnis die Gründung und Entwicklung der Kolonien von Gaboon und des französischen Kongo.

Den Kongo hatte man bereits seit 1485 in seinem Unterlauf gekannt; wo war seine Quelle? Livingstone hatte geglaubt, im Lualaba die ersten Gewässer des Nils entdeckt zu haben, und im Bangweolo-See die Hauptquelle des großen Stromes von Ägypten. Diese große geographische Frage hatte dann Henry Morton Stanley gelöst, welcher Bagamojo an der Ostküste am 17. November 1874 verließ, den Albert-Edward-See im Januar 1876 entdeckte und die Ufer des Tanganjika vollständig erforschte vom 11. Juni bis zum 31. Juli desselben Jahres. Am 5. November 1876 marschierte er zusammen mit Tippu-Tip von Nyangwie am oberen Kongo stromabwärts; während Tippu-Tip zurückkehrte, reiste Stanley teils zu Wasser, teils zu Fuß am Ufer des Stromes nach der westlichen Küste zu. Am 12. März 1877 war er am sogenannten Stanley-Pool, und am 9. April 1877 langte er endlich in Boma am Gestade des Atlantischen Ozeans an. Damit war das größte Rätsel der afrikanischen Geographie erfolgreich gelöst.

Ein vorläufiger Bericht über diese große Entdeckungsreise war zuerst am 12. November 1877

im „Daily Telegraph“ erschienen. Die Aufregung in der geographischen Welt war ganz allgemein.

Aber es war Leopold II. vorbehalten, auf einen Schlag die praktische Bedeutung dieser Entdeckungsreise zu erkennen. Als Stanley im Januar 1878 auf seiner Rückkehr von Afrika in Marseille eintraf, fand er dort zwei Abgesandte des Königs, den schon erwähnten Baron Greindl und General Sandford, bereits vor, welche ihn benachrichtigten, daß seine Entdeckungen die Grundlagen für einen großen Plan des Königs Leopold bildeten, zu dessen Ausführung seine Erfahrung und praktische Hilfe gewünscht würden.

Damit ist die alte Streitfrage, ob Stanley oder Leopold II. der geistige Urheber des Kongostaates sei, zugunsten des letzteren entschieden. In seinem Kopfe ist der Gedanke herangereift, das Ergebnis einer rein wissenschaftlichen Expedition in ein gewaltiges ökonomisches und politisches Unternehmen umzuwandeln. Praktische Methoden, um den oberen Kongo zu erreichen, mußten ausgefunden werden, freundliche Handelsbeziehungen mit den Stämmen in diesem gigantischen Stromgebiet waren anzuknüpfen, eine Kette von Stationen mußte eingerichtet werden, und das Recht von den Häuptlingen gewonnen werden, das Land in Besitz zu nehmen. Mit einem Wort, das Stromgebiet des Kongo war politisch und wirtschaftlich zu erobern

und die blaue Flagge mit dem goldenen Stern als das Symbol eines neuen Staates aufzupflanzen.

Von jetzt an habe ich am weiteren Gang der Ereignisse persönlich teilgenommen und schreibe aus eigener Erinnerung.

Mit der Expedition des Leutnants Bekker traf ich im November 1884 in Sansibar in ein und demselben Hotel zusammen. Er hatte den Auftrag, das Stationennetz in Ostafrika, welches Kapitän Bloyet umd Cambier für die Association Internationale Africaine begonnen hatten, weiter auszudehnen und mit dem oberen Kongo zu verbinden. Aber er versäumte den Anschluß, und als ich bereits von meiner besitzergreifenden Expedition nach Sansibar zurückkehrte, befand sich Bekker mit seinen Leuten noch immer an diesem Platz.

Wie vorsichtig die Politik des Königs der Belgier sich damals bewegte, zeigte sich alsdann. Er mochte wohl annehmen, daß ich im Auftrag der kaiserlich deutschen Regierung Besitz von Usagara ergriffen habe, — was nicht der Fall war. Kurz, als ich am 27. Februar 1885 den kaiserlichen Schutzbrief für meine Erwerbung erhalten hatte, zog er die Expedition Leutnant Bekkers von Sansibar zurück, um nicht mit seinem mächtigen Nachbarn in Europa irgendwie in Wettbewerb zu treten. Er hatte die Mitwirkung Fürst Bismarcks gerade damals für die Kongo-Konferenz in Berlin nötig.

Ferner gab er sämtliche Stationen, welche die A. I. A. östlich des Tanganjikasees bereits angelegt hatte, auf.

Stanley hatte sich den Anerbietungen der Vertreter des Königs in Marseille gegenüber zunächst ausweichend gestellt, weil er damals noch hoffte, — wie er später erzählt hat — daß sich das Britische Reich diesen Hauptbissen aus der Verteilung des dunkeln Erdteils nicht entgehen lassen würde. Erst, als er in London sah, daß hierfür damals keinerlei Stimmung vorhanden war, nahm er bei einem zweiten Zusammentreffen mit den Vertretern König Leopolds in Paris zu Beginn des August dessen Pläne an.

Am 25. November 1878 war Stanley in Brüssel und begründete mit einer Reihe von Geschäftsleuten das „Comité d'Études du Haut Congo" mit einem Kapital von zunächst einer Million Franken. Man behielt den rein wissenschaftlichen Titel bei, um nicht vor der Zeit die Eifersucht fremder Mächte hervorzurufen. Die Aufgabe, die es zunächst zu lösen galt, war die Verbindung des unteren mit dem oberen Kongo durch Umgehung der großen Fälle. Stanley wurde „general adviser" (allgemeiner Berater) der neuen Gesellschaft und ging bereits im Februar 1879 von neuem nach Sansibar, um Arbeiter für den Kongo zu engagieren. Eine Reihe von kleineren Dampfern

wurde gleichzeitig an die Mündung des Kongo geschafft, nach Banana, um den großen Strom von dort hinaufzufahren. Im September legte Stanley die Station Vivi an und unternahm es, die Boote von dort über die Stromschnellen zu schaffen.

Es war eine fürchterliche Arbeit, sie die steilen und kahlen Felsen hinaufzubringen, aber schon am 21. Februar 1880 kam man in Isangila an. Am 1. Mai gründete er die Station Manyanga und erreichte im Dezember 1880 Stanley Pool. So gewann er den oberen Kongo. Die Rückfahrt nach der Küste benutzte er, um überall mit den Häuptlingen Verträge abzuschließen, und erreichte im April 1884 Banana wieder mit 450 Verträgen in der Hand, der rechtlichen Grundlage des neu zu gründenden Staates.

Darauf, Ende 1883, nahm das Comité d'Etudes den anspruchsvolleren Namen „Association Internationale du Congo" an. Am 22. April 1884 erkannte die erste Großmacht, nämlich die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika, die Souveränität der Gesellschaft formell an.

Aber in diesem Augenblick erhoben sich zwei große Gefahren für sie. Einerseits beanspruchte Portugal die Oberhoheit über die Kongomündung bis im Norden hinauf nach Noki, andererseits verlangte de Brazza im Namen der Französischen Republik den Besitz des Flußgebietes des Kwilu.

Damit würde der Kongo von jeder Verbindung mit der Küste abgeschnitten gewesen sein.

Die britische Regierung schloß gegen gewisse Handelsrechte am 26. Februar 1884 einen Vertrag mit Portugal, in welchem es die portugiesischen Rechte auf den unteren Kongo anerkannte.

Dieser Gefahr gegenüber warf die Gesellschaft sich selbst in die Arme Frankreichs. Sie schloß mit der Republik am 23. April 1884 einen Vertrag ab, in welchem diese sich verpflichtete, die Stationen und Gebiete der Gesellschaft zu achten, die Gesellschaft ihrerseits Frankreich das Vorkaufsrecht übertrug, falls sie selbst jemals gezwungen sein würde, ihr Besitzrecht zu verkaufen.

Ferner gelang es der geschickten Diplomatie König Leopolds II., Fürst Bismarck als Protektor für seine Pläne zu gewinnen. Dieser protestierte gegen den anglo-portugiesischen Vertrag am 26. Februar und schlug Frankreich vor, mit ihm gemeinschaftlich die Mächte zu einem Kongreß in Berlin einzuladen, um die afrikanische Frage im großen zu regeln. Im Juni desselben Jahres, als das deutsche Budget beraten wurde, überraschte er die Welt, wie er es liebte, durch die Mitteilung, daß es sich um die Gründung eines unabhängigen Kongostaates handele, und daß die kaiserliche Regierung diesen Plan unterstütze.

Drei Tage später verzichtete der britische Mi-

nister des Äußeren im Unterhause auf den portugiesischen Vertrag. Eine der größten Gefahren für den neuen Kongostaat war beseitigt.

Daraufhin erkannte Deutschland am 3. November 1884 diesen Staat offiziell an und lud die beteiligten Mächte nach Berlin ein zu einer internationalen Verständigung über seine Prinzipien: 1. über Freihandel im Kongogebiet, 2. freie Schiffahrt auf dem Kongo und Niger-Benuë, 3. über die Formen, welche zu beobachten wären für neue Besitzergreifungen an den afrikanischen Küsten.

Die Konferenz trat am 15. November unter dem Vorsitz Fürst Bismarcks zusammen, und vierzehn Mächte waren auf ihr vertreten, unter anderen die Vereinigten Staaten, Frankreich und Großbritannien, außer Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien.

Bismarck blieb durchaus der leitende Kopf auf dem Kongreß. In Wirklichkeit steckte hinter ihm der König der Belgier, welcher seine Zwecke erreichte.

Die sogenannte Kongo-Akte stellt einen Vertrag von sieben Kapiteln und achtunddreißig Artikeln dar. Uns interessiert daraus hier folgendes:

I. Es wurde völlige Handelsfreiheit für das Stromgebiet des Kongo festgesetzt. Zwanzig Jahre lang sollten keine Einfuhrzölle erhoben werden. Freiheit des Gewissens, religiöse Duldung wurde allen garantiert. Die eingeborenen Bevölkerungen

sollten geschützt und Maßnahmen für die Verbesserung ihrer moralischen und materiellen Lage getroffen werden.

II. Sklavenhandel zur See und zu Lande wurde verboten. Das Abhalten von Sklavenmärkten und die Beförderung von Sklaven wurden gleichfalls untersagt.

III. Das Kongobecken wurde für neutral erklärt. Sämtliche Mächte, welche die Akte zeichneten, verpflichteten sich, etwaige Streitfälle einer Vermittlung oder einem Schiedsgericht zu unterwerfen.

IV. Die Schiffahrt auf dem Kongo und seinen Nebenflüssen sollte frei sein. Eine Straße, Eisenbahn oder ein Kanal, welcher lief, wo das Strombett versagte, wurde betrachtet wie der Strom selbst. Kein Zoll durfte an der Einfahrt in den Fluß oder an seinen Ufern erhoben werden. Die Schiffahrt auf dem Kongo sollte frei bleiben, selbst in Kriegszeiten, für die Schiffe aller Nationen, ob sie Krieg führten oder nicht, und privates Eigentum sollte nicht gekapert werden, selbst wenn es unter der Flagge des Feindes ging oder in irgend anderen Gewässern, auf die in dieser Akte bezuggenommen wird. Eine internationale Kommission wurde speziell beauftragt zu sehen, daß diese Bestimmung ausgeführt wurde. (Es wird später festzustellen sein, wie diese Bestimmung im gegenwärtigen Weltkriege ausgeübt wird. Für

jede Verletzung gegen deutsche Interessen würde Belgien natürlich dem Deutschen Reiche haftbar sein müssen!)

V. Dieselbe Bestimmung gilt für die Niger-Schiffahrt.

Der historische Tag, an welchem diese berühmte Akte unterzeichnet ward, war der 23. Februar 1885. Vier Tage später erhielt ich durch Vermittlung des Fürsten Bismarck den kaiserlichen Schutzbrief für meine Erwerbungen in Ostafrika. Ich glaube, daß diese beiden Daten in einem gewissen Zusammenhange stehen.

Der 23. Februar war der Tag der Geburt des freien Kongostaates. Damals erklärte auch die Association Internationale du Congo, welche an den Beratungen selbst nicht teilgenommen hatte, daß sie die Bestimmungen der Kongo-Akte für sich annähme.

Dann stand ein Mitglied der hervorragenden Versammlung nach dem anderen auf und erkannte die Unabhängigkeit des neuen Staates an, der gerade gegründet worden war.

Es blieb nur noch übrig, daß König Leopold II. die konstitutionelle Erlaubnis durch die Kammer und den Senat des Königreichs Belgien empfing, um den absoluten Thron des neuen afrikanischen Reiches besteigen zu können. Am 15. April 1885 bat er seine Minister, die nötige Ermächtigung von seinem Parlament einzuholen. Sie wurde ihm

am 28. April durch die Kammer und am 30. durch den Senat gewährt.

Darauf teilte Leopold am 1. August den Regierungen der bei der Begründung des freien Kongostaates in Berlin beteiligten Mächte seine Thronbesteigung formell mit, in folgendem geschichtlichen Dokument, welches ich hier wiedergebe:

„Ihrer Majestät Regierung hat eingewilligt, die Flagge der Internationalen Kongo-Gesellschaft als die eines befreundeten Staates anzuerkennen.

Nach der Zeichnung der Generalakte der Berliner Konferenz haben der Präsident und die Mitglieder jener Gesellschaft, nachdem sie die Zustimmung der Kongo-Gesellschaft zu dem Werk der Konferenz erhalten hatten, ihre Sympathie mit dem Unternehmen ausgesprochen. Nun, da die Stellung der Gesellschaft vom internationalen Standpunkt aus festgesetzt ist, da ihre territorielle Ausdehnung umgrenzt worden ist, und da ihre Aufgabe eine höchst geschätzte Ermutigung empfangen hat, bin ich imstande, Ew. Majestät und Ihre Regierung zu benachrichtigen, daß die Besitzungen der Internationalen Kongo-Gesellschaft in Zukunft den Kongo-Freistaat bilden werden. Zu gleicher Zeit habe ich die Ehre Ew. Majestät und Ihre Regierung zu benachrichtigen, daß ich, ermächtigt durch die belgische Gesetzgebung, das Haupt des neuen Staates zu werden, mit der Zu-

stimmung der Gesellschaft den Titel ‚König des Kongo-Freistaates‘ angenommen habe. Die Verbindung zwischen Belgien und diesem Staate wird lediglich persönlich sein.

Der neue Staat, so bin ich fest überzeugt, wird den Erwartungen der Mächte entsprechen, welche gewissermaßen seinen Eintritt in die Familie der Nationen vor seiner Begründung begrüßt haben. Ich bin fest überzeugt, daß der neue Staat sich würdig des guten Willens aller Mächte zeigen wird. Ich will versuchen ihn so zu führen, daß er es kann, und ich wage es zu hoffen, daß Ew. Majestät und Ihre Regierung zustimmen werden, mir zu helfen durch Ihre wohlwollende Aufnahme der gegenwärtigen Bekanntmachung.

Ich bin usw. Leopold.“

Damit war ein Staatswesen ins Leben getreten, dessen Areal 2 252 780 Quadratkilometer betrug, mit 14 Millionen Einwohnern. Der Umfang war über $4^1/_2$ mal der des Deutschen Reiches. Der geologische Aufbau von Westen nach Osten ist nacheinander: Glimmerschiefer, Hornblendegneis, Quarzschiefer, roter Sandstein, Granit, große Strecken von Laterit auf tertiären Schichten. In Katanga, welches ich persönlich kenne, ist eines der größten Lager von Kupfer auf der Erde. Dort ist auch ein vorzügliches Hochlandsklima. Alte Goldminen im Kongobecken sind der Überlieferung

nach vorhanden. Das Land besitzt 9500 km an schiffbaren Wasserstraßen. Der Boden bringt fast alles hervor, was die Tropen liefern. Am unteren Kongo und im Norden des Landes sind zwei Ernten das Jahr, am Äquator erntet man permanent. Die Hauptnutzpflanzen sind: Gummi, Mais, Zuckerrohr, Maniok, Kaffee, Erdnuß, Bohnen, spanischer Pfeffer, Bananen, Pisang, Bataten, Mango, Melonenbäume, Ananas usw. An Mineralien finden sich außer den schon erwähnten noch Eisen und Kohle. Die Tierwelt ist sehr reich vertreten. Das war der „État indépendant du Congo".

Ein Jubel ging durch das gesamte liberale Europa und Nordamerika. Fürst Bismarck voran sprach seine Bewunderung für seinen „edelmütigen" Begründer aus, welcher nur aus „humanitären" Motiven die Bürde der neuen Arbeiten auf sich nehme. Inmitten der Begeisterung beachtete man gar nicht, daß die internationale Kontrolle, welche in Berlin für die Verwaltung des neuen Staates vorgesehen war, stillschweigend im Papierkorb verschwand. Sie ist nie ins Leben getreten. So war der große Staat in der Tat der persönlichen Autokratie Leopolds II. überlassen.

Auch die völlige Trennung der Regierung des Kongostaates von der Belgiens blieb nur eine Phrase, denn der König hatte den belgischen Säckel für die Finanzierung seiner Kongopläne nötig.

Schon am 29. April 1887 verlangte er und erhielt er vom belgischen Parlament die Ermächtigung, eine Prämienanleihe des Kongostaates von 150 Millionen Franken in Belgien auflegen zu dürfen. Zwei Jahre später gründete er eine belgische Gesellschaft, um die Gegend der Fälle durch eine Eisenbahn zu umgehen. Ein Gesetz vom 29. Juli 1889 ermächtigte die Regierung, für diese Gesellschaft 10 Millionen Franken zu zeichnen, und diese Summe wurde 1896 auf 15 Millionen Franken erhöht, während der belgische Staat zur selben Zeit seine Zustimmung zur Unterzeichnung für 10 Millionen Franken in Bonds gab.

Am 2. August 1889 machte Leopold II. dann sein Testament, in welchem er den belgischen Staat als seinen Erben im Kongostaat einsetzte. Dieses Testament war ein Meisterstück von Diplomatie und Geschäftsgenie, durch welches er das finanzielle Interesse des reichen Belgien für den Kongostaat ganz gewann. Es wurde dem Abgeordnetenhause am 9. Juli 1890 durch den Premierminister Monsieur Beernaert übergeben. Es lautete folgendermaßen: „Da wir begierig sind, unserm geliebten Vaterlande die Früchte der Arbeit zu sichern, welche wir seit langen Jahren im Afrikanischen Erdteil betrieben haben, mit der edlen und hingebenden Hilfe mancher Belgier, überzeugt, daß wir so dazu beitragen, Belgien, wenn es dies

wünscht, einen unentbehrlichen Ausfluß für seinen Handel und seine Industrie zu sichern, und ihm neue Wege für die Tätigkeit seiner Kinder zu öffnen, so hinterlassen wir und gewährleisten, nach unserem Tode, Belgien alle unseren souveränen Rechte im Kongo-Freistaat, wie sie anerkannt sind durch Erklärungen, Ausmachungen und Verträge seit 1884 zwischen auswärtigen Mächten auf der einen Seite und der Internationalen Kongo-Gesellschaft und dem Kongo-Freistaat auf der anderen Seite, zusammen mit allen Nutznießungen und Vorteilen, welche zu jener Souveränität gehören.

Bis die belgische Gesetzgebung entschieden hat, ob sie unsere besagte Bestimmung annehmen will, soll die Souveränität gemeinsam ausgeübt werden durch die drei Verwalter des Kongo-Freistaates und durch den Generalgouverneur.

Gegeben zu Brüssel am 2. August 1889.

gez. Leopold."

Kaum hatte das belgische Parlament dieses Testament angenommen, so zeigte sich am 3. Juli 1890 der Teufelsfuß. Nämlich folgender Gesetzesantrag über eine Anleihe Belgiens an den Kongostaat von 25 Millionen Franken:

„1. Der belgische Staat stimmt zu, dem Kongo-Freistaat als Anleihe eine Summe von 25 Millionen Franken zu bewilligen, und zwar 5 Millionen Franken nach Annahme durch das Parlament, und

2 Millionen jährlich auf 10 Jahre, welche mit jener ersten Einzahlung beginnen sollen. Während dieser 10 Jahre sollen die Summen, welche so geliehen werden, zinslos sein.

2. 6 Monate nach dem Ablauf des besagten Termines von 10 Jahren kann der belgische Staat, wenn er es für angebracht hält, den Kongo-Freistaat erwerben, mit allen seinen Besitzungen, Rechten und Privilegien, welche zur Souveränität jenes Staates gehören, wie sie anerkannt und zugestanden sind, insbesondere durch die Generalakte zu Berlin am 26. Februar 1885 und die Generalakte zu Brüssel vom 2. Juli 1890, aber auch, indem er auch alle Verpflichtungen des besagten Staates auf sich nimmt, während der König ausdrücklich jede Entschädigung für die Opfer ablehnt, welche er sich selbst auferlegt hat. Ein Gesetz würde alsdann die Regierung regeln, unter welche die Kongogebiete gestellt werden würden."

In einem dritten Paragraphen verpflichtete sich der Kongostaat, in Zukunft keine Anleihe ohne die Zustimmung der belgischen Regierung zu machen.

Ein vierter Paragraph bestimmte: „Wenn am Ende des besagten Termins Belgien entscheiden sollte, die Annexion des Kongostaates nicht anzunehmen, so soll es die Summe von 25 Millionen Franken für einen neuen Termin von 10 Jahren nicht zurückverlangen. Aber der Kongostaat sollte

dann eine jährliche Verzinsung von $3\frac{1}{2}$ % zahlen, vierteljährlich zahlbar, und selbst vor diesem Termin sollte der Kongo-Freistaat eine teilweise Rückzahlung machen, mit allen Summen, welche aus dem Erlös von Ländereien oder Minen einkommen sollten."

Am 25. und 30. Juli 1890 nahmen die Abgeordneten diesen Gesetzesantrag fast einstimmig an.

Im Hinblick auf die bevorstehende Annexion wurde im Juli 1894 § 1 der Grundverfassung des Landes durch folgenden Zusatz ergänzt: „Die Kolonien, überseeischen Besitzungen oder Protektorate, welche Belgien erwerben sollte, werden durch besondere Gesetze regiert werden. Europäische Truppen, welche für ihre Verteidigung hinausgesandt werden sollten, können nur durch freiwillige Anwerbungen rekrutiert werden."

Schon im Jahre 1895 befand sich der Kongostaat von neuem in finanziellen Schwierigkeiten. Damals glaubte die belgische Regierung, der beste Weg, sie zu überwinden, würde die sofortige Annexion des Kongo sein, und brachte einen entsprechenden Gesetzesantrag im Unterhause ein. Hiergegen setzte eine starke Opposition im Lande ein, welche im geheimen auch vom König selbst unterstützt ward. Dieser Opposition gegenüber hielt die Regierung es für das beste, der Kongo-Regierung eine vorläufige Unterstützung von 5600000 Franken zu bewilligen. Diese nahmen die Kammern an.

So blieb die Entscheidung, welche die logische Folgerung des Vertrages vom 3. Juli 1890 war, bis zum Jahre 1900/1901 offen.

Der Kongo-Freistaat war, wie ich erzählt habe, eine absolute Monarchie, da die internationale Kontrollbehörde niemals zustande gekommen war. Am 12. Mai 1894 war der ursprüngliche Kongostaat durch die sogenannte Ladò-Enklave am Nil, welche die ehemalige Provinz Emin Paschas bedeutete, und welche der Kongostaat bis zum Tode Leopolds II. von der britischen Regierung gepachtet hatte, vergrößert worden. Der König hatte damals sein Auge auf Ägypten geworfen, welches er durch Intrigen mit Frankreich den Briten abzunehmen hoffte. Er schickte zu diesem Zweck die Expedition van Kerckhoven, Frankreich die des Majors Marchand an den Nil. Wir alle wissen, daß van Kerckhoven seine Expedition nicht durchführte, während Marchand nach Faschoda kam, wo er von Lord Kitchener, der inzwischen, am 2. September 1896, die Schlacht bei Omdurman gewonnen hatte, bei Seite gedrängt wurde. Außer dieser Ladò-Enklave, welche dem Kongostaat bis 1909 verblieb, hatte Leopold im Süden noch größere Gebiete, unter anderen das kupferreiche Katanga südlich des Tanganjika, seinen afrikanischen Besitzungen angegliedert. Hierfür besaß er zwar die Anerkennung des Deutschen Reiches nicht, aber trotz-

dem gehören die Länder bis zum heutigen Tage dem belgischen Kongo.

Gemäß der Berliner Akte war bekanntlich der ganze Kongo-Freistaat als internationales Freihandelsgebiet gedacht. Monopole und einzelne Vorrechte für Handelskompagnien sollten nicht geschaffen werden. Einfuhrzölle waren untersagt. König Leopold setzte sich über diese Bestimmungen einfach hinweg.

1890 ließ er sich von einer nach Brüssel berufenen neuen Konferenz die Erlaubnis erteilen, Einfuhrzölle in das Kongogebiet zu erheben. Außerdem verkaufte er nach Belieben Monopole und Konzessionen an Handelsgesellschaften im Interesse der Einnahmen seines Staates.

Tatsächlich sollte in dem ganzen mittelafrikanischen Gebiet zwischen 5° nördlicher und 20° südlicher Breite Freihandel und Freizügigkeit herrschen. In Wirklichkeit ist dies niemals ausgeführt worden. Nach den Kongo-Bestimmungen hätte z. B. Deutsch-Ostafrika, welches ganz in das neutralisierte Gebiet hineinfällt, in diesem Kriege gar nicht angegriffen werden dürfen. Aber es war nur zu erwarten, daß die britische Regierung, welche jeder völkerrechtlichen Bestimmung ins Gesicht geschlagen hat, sich an einen Vertrag mehr — nämlich die Kongo-Akte von Berlin — nicht weiter binden würde. Ein Staat, welcher fried-

liche Bürger eines anderen, welche gar nichts weiter verbrochen haben, schamlos in Konzentrationslager pfercht, die etwa auf der Höhe von Schweineställen stehen, wird sich gerade um internationale Verträge und Ausmachungen anderer Art kümmern.

Auf der Konferenz von 1890 in Brüssel hatte der König die Vermehrung seiner Einnahmen durch Einfuhrzölle mit dem Vorwand begründet, er habe die vermehrten Mittel nötig, um den Sklavenhandel wirksamer bekämpfen zu können.

Kaum hatte Belgien sich 1900 gegen die Übernahme des Kongo-Freistaates entschieden, als den im Kassai-Gebiet tätigen Gesellschaften — es waren inzwischen 14 belgische mit 41 Faktoreien und 176 Beamten geworden — bedeutet wurde, die Tage des Freihandels seien vorüber. Ihrem vergeblichen Proteste folgte die Vereinbarung, nach der sie eine, der Staat die andere Hälfte des Kapitals einer aus ihnen zu bildenden neuen Gesellschaft — der Kassai-Gesellschaft — aufzubringen hatten. Der Staat ernennt die Hälfte ihrer Beamten und bezieht den halben Gewinn.

Nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck von seinem Posten als Kanzler des Deutschen Reiches, hatte Leopold II. das Gefühl, es gäbe in Europa keinen Staatsmann mehr, der ihm gewachsen wäre. Nun, 1891, begann er eine Domanialpolitik am Kongo, welche der Berliner Akte völlig ins Gesicht

schlug. Das gewaltige Gebiet zwischen Kassai und Kongo wurde zu einer großen privaten Domäne des Königs selbst erklärt, welche von irgendeiner etwaigen Vererbung an den Staat Belgien ausgeschlossen sein sollte.

1892 gründete er auch zwei Monopol-Kompagnien für den Kongostaat: die „Anglo-Belgian Indian-Rubber Co." und die „Société anversoise du commerce au Congo", beide unter persönlichen Freunden, beziehentlich Bekannten des Königs. Dieser wurden die im Bereiche des Mongalaflusses vorhandenen Domanialwälder zunächst auf fünfzig Jahre zugewiesen, jene erhielt den kautschukreichen Äquatorbezirk.

Schon Ende 1892 war der Kongostaat wieder in Geldverlegenheit, und nun brach Leopold II. unbekümmert die Verpflichtung, welche er im Darlehnsvertrage vom 3. Juli 1890 Belgien gegenüber übernommen hatte, daß er nämlich keine neuen Anleihen für den Kongo ohne Zustimmung der belgischen Kammern machen wolle. Er nahm bei seinem Antwerpener Bankier Brown de Tiège im geheimen 5 Millionen Franken zu 6% auf, und als Sicherheit gewährte er ihm dafür 16 Millionen Hektar Landes am oberen Kongo, die an den Staat zurückfallen sollten, wenn die Schuld vor dem 30. Januar 1896 getilgt wäre — was nicht eintrat.

Dies sind einige der Fälle, welche beweisen, wie König Leopold mit internationalen Abmachungen, ja, mit Rechten der Belgier umsprang, wenn es sich darum handelte, seine mittelafrikanischen Pläne zu verwirklichen.

Kein Wunder, daß die europäische und amerikanische Opposition gegen ihn im Steigen war.

Man hatte geglaubt, er wolle für die humanitären Ziele, welche er mitverfolgte, mit aus seiner eigenen Tasche bezahlen. Solange man dies dachte, pries man ihn in aller Welt. Nun fand man zu seinem Entsetzen heraus, daß er gewillt war, das Staatswesen, welches er schuf, finanziell auf seine eigenen Füße zu stellen, ja, daß er sogar dabei verdiente, wenn auch nicht in dem Maß wie Cecil Rhodes bei seinem Empire-building in Südafrika.

Dazu kam noch eines. Der Kongostaat hatte es mit einem wichtigen Faktor der öffentlichen Meinung in Europa verdorben. Er, zwar nicht als Ganzes, so doch in einem seiner Organe, hatte unseren alten armen Freund Stokes, zwar nach Recht und Gesetz, an den Galgen gehängt. Major Lothaire hatte am Aruvimi eine Rebellion der Eingeborenen zu bekämpfen und hatte dort das Kriegsrecht erklärt; Stokes, wie wir wissen, ein früherer britischer Missionar, hatte den Rebellen nachweislich Gewehre und Munition verkauft. Lothaire hatte ihn gefangen und nach dem

formellen Recht an Ort und Stelle aburteilen lassen und zum Tode durch den Strang verurteilt. Noch mehr: er hatte dies Urteil auch sofort vollstrecken lassen (am 14. Januar 1895 zu Lindi am Aruvimi). Dies war zwar juristisch nicht anzugreifen, aber politisch doch ohne Frage ein Fehler, was nach Talleyrand bekanntlich schlimmer als ein Verbrechen ist. Der Gerichtshof in Boma sprach Lothaire frei, und das Kassationsgericht in Brüssel bestätigte dies Urteil.

In der britischen Welt gab es nun große Entrüstung, und die öffentliche Meinung der Erde schloß sich mehr oder weniger an. Jetzt wurde von England aus das Kapitel der Kongogreuel eröffnet. Hier, in Liverpool, London und Manchester, verzieh man es dem König Leopold II. vor allem nicht, daß er ein Stück Erde, welches man in England für wertlos gehalten hatte, zu Geld zu machen wußte, und alle alten Weiber in Deutschland stießen mit in das britische Horn, wie gewöhnlich, wenn es sich um die Geschicke nicht etwa ihrer eigenen Landsleute, sondern der „armen, schwarzen Brüder in Afrika" handelte.

Daß die Neger für ihre eigenen staatlichen Einrichtungen bezahlen müßten, genau wie die Weißen, das verstand sich zwar von selbst, und daß diese Zahlung durch Arbeitsleistungen zu geschehen hatte, wenn keine anderen Werte vorhanden waren, auch. Es war also von einem gewissen Maß von Zwangs-

arbeit auch am Kongo nicht abzusehen. Das aber ging gegen die Grundanschauung von Exeter Hall in London und, was ihm nachäffte auf der Erde. Aber die Negerbesteuerungen im Kongostaat sind stets mäßig gewesen. Sie durften nicht unter 6 oder über 24 Franken das Jahr für jeden erwachsenen, arbeitsfähigen Eingeborenen betragen, und der Generalgouverneur sollte die Beträge jedes einzelnen den Verhältnissen entsprechend festsetzen. Auch die Handelskompagnien im Kongostaat sollten nur 2% von ihrer Einnahme als Steuer entrichten, ausländische Gesellschaften mit Filialen im Kongostaat sogar nur 1% aus ihren Gewinnen vom Kongohandel. Man vergleiche hiermit die hohen Abgaben, welche Cecil Rhodes und seine Freunde in Rhodesien erhoben; zum Beispiel verlangte die Chartered Co. statutenmäßig 50% von den Reingewinnen der in Rhodesien konzessionierten Minengesellschaften und 50% ad valorem Einfuhrzölle, selbst für Maschinen und Expeditionsausrüstungen. Es waren aber im Jahre 1898, als die Erregung über die Kongogreuel hoch ging auf der Erde, gegen 14 000 000 Schwarze nur 1678 weiße Bewohner im Kongostaat, und von diesen waren 1060 Belgier.

Nun vergleiche man die Schilderungen, welche Stanley bei seiner ersten Reise im Kongogebiet gibt, mit dem Zustand, welchen um 1900 ein Reisender in ebendenselben Gebieten fand, und er

wird die Leistungen zu ermessen vermögen, welche Leopold II. und sein „Stab“ in der kurzen Zeit daselbst vollbracht haben.

Daß dies Geld gekostet hatte, lag doch wohl auf der Hand, und daß solches irgendwoher kommen mußte, ebenfalls.

In Brüssel verteidigte man sich gegen die Flut von Beschimpfungen und Verleumdungen, welche von allen Seiten hereinbrach, energisch und auch gewandt. Die belgischen Zeitungen nahmen nach kurzer Pause die Partei ihres Königs.

Aber ich glaube, man machte bei dieser Verteidigung einen allgemeinen Fehler. Man paßte sich den Gedankengängen seiner Gegner an und suchte nur die Rechtsbrüche und Grausamkeiten abzustreiten, welche der Kongo-Verwaltung vorgeworfen wurden, obwohl gewisse Härten bei der Einziehung der Steuern, Rechtsbrüche bei der Erhebung von Geldern sich gar nicht ableugnen ließen. Wie übrigens England Preßmachen ins Leben zu rufen versteht, auch ohne wirkliche Grundlagen, habe ich später selbst an meiner eigenen Haut, und hat im gegenwärtigen Kriege das ganze Deutsche Reich erlebt!

Der König würde, meiner Ansicht nach, am besten verfahren sein, wenn er ruhig vor den Areopag der Mächte getreten wäre und etwa erklärt hätte: „Die Mittel, welche ihr wie ich 1885 für die

Ziele, über welche wir einverstanden waren, für ausreichend hielten, genügen nicht. Mit Freihandel in Afrika und ohne Besteuerung der Bevölkerung läßt sich kein Staatswesen aufbauen. Ich bitte um die Berechtigung, Einfuhrzölle erheben zu dürfen, wie jeder andere Staat bei seinen Kolonien in Afrika dies tut. Hier sind meine Bücher, prüft sie selbst und seht, ob ich mit meiner Forderung im Recht bin oder nicht. Ich habe noch große wirtschaftliche Pläne für meinen Staat, ich möchte den oberen Nil durch eine Eisenbahn mit Algier verbinden, ich möchte ferner eine Bahn vom Kongo nach dem Nil hervorrufen; ich möchte auch das kupferreiche Katanga an den unteren Kongo und den Weltverkehr anschließen. Alles dies kostet Geld. Ich muß also auch imstande sein, Monopole und Konzessionen zu verkaufen und meine Bevölkerung zu besteuern!" Ich bin überzeugt, daß die Mächte ihm beigestimmt hätten und viele Vorwürfe ihm erspart geblieben sein würden.

Leopold II. war mit seinen weit ausgreifenden Plänen etwa ebenso unersättlich wie Cecil Rhodes oder Napoleon I., und wenn man ihm vorwirft, daß er bei all seinen Sorgen und Arbeiten auch seine eigenen Taschen zu füllen suchte, so würde gar mancher große und bedeutende Mann eine Prüfung schlecht bestehen. Man hat insbesondere

seine Domänenpolitik am Kongo im großen Publikum stark angegriffen. Aber wer mag es ihm übelnehmen, wenn er für sich und für die, welche seinem Herzen am nächsten standen, auch einen materiellen Lohn zu sichern versuchte.

Leopolds Kongostaat hat doch auch vieles dazu beigetragen, die Lage der Neger zu verbessern. Früher war allgemeiner Krieg von Stamm zu Stamm. Der Kannibalismus am oberen Kongo war ganz allgemein. Jetzt hörte dies auf. Man konnte von einem Ende des Kongo zum andern mit dem Spazierstock reisen.

Für Verdienste hatte der König vier verschiedene Orden gegründet. Die Beamten — meistens Belgier — wurden gut bezahlt und erhielten angemessene Pensionen. Medizinische Organisationen und eine fortschreitende Hygiene entwickelten sich mehr und mehr in den Stationen. Die ersten Backsteine wurden schon 1887 an Ort und Stelle bereitet und benutzt. Überall trat dem Besucher ein gewisser Komfort entgegen.

Wenn wir über Leopold II. ein unbefangenes geschichtliches Urteil fällen wollen, so werden wir ihn am besten mit Cecil Rhodes vergleichen können. Beide Männer hatten große, umspannende Pläne und haben ihrem Vaterlande große Landgebiete zugeführt; beide hatten eine lebhafte und weitblickende Phantasie und waren dabei nüchterne

und kluge Rechner; beide hatten großes Ansehen an den europäischen Börsen und verdankten der geschickten Behandlung derselben den größten Teil ihrer Vermögen. Beide schieden aus dem Dasein mit dem Empfinden, dem Cecil Rhodes wörtlich Ausdruck gab: „So wenig getan, so viel noch zu tun."

Leopold II. verdankt seine Karriere der Tatsache, daß er König der Belgier war, und daß der Reichtum Belgiens schließlich doch hinter ihm stand, so feierlich er sich als Herr des Kongostaates von seiner Stellung als konstitutioneller Monarch Belgiens auch schied; Cecil Rhodes hatte das Glück, eine seit Jahrhunderten herrschende Weltmacht hinter sich zu haben, welche an ihm auch festhielt, als er das ruchlose Attentat auf die Burenrepubliken begangen hatte.

Leopold II. gab nach langen Verhandlungen, — wobei es sich vornehmlich um seine persönlichen Reservatrechte in seinen afrikanischen Gebieten handelte — seinen Kongostaat im Februar 1909 dem Königreich Belgien. Er ist dadurch zur Kolonie dieses Landes wie jede andere nationale Kolonie, zum „Congo Belge" geworden.

Der König starb am 16. Dezember desselben Jahres im hohen Alter von 84 Jahren. In seinem Testamente hinterließ er, wie ich erzählt habe, die 15 Millionen Franken, welche er von seinem Vater ererbt hatte, seinen drei Töchtern, die 130 Millionen

Franken, welche er persönlich verdient hatte, gingen an seine zweite morganatische Frau, die Baronin de Vaughan und ihre zwei Söhne. Sein belgischer Thron kam an seinen Neffen Albert. Ihm hatte er bei seinen Lebzeiten noch den sehr guten Rat gegeben: „Ein zukünftiger konstitutioneller Monarch muß lernen, sich zu beugen."

König Albert hat den Fehdehandschuh gegen das Deutsche Reich aufgenommen. Damit hat er für seinen europäischen Staat die auf die internationalen Abmachungen von 1831 und die Arbeit seiner beiden Vorgänger gegründete Neutralität verwirkt. Im selben Jahre, 1909, hörte auch der freie Kongostaat auf und wandelte sich in eine national belgische Kolonie um. Damit hatte auch er seine eigene, auf die Berliner Akte von 1885 gestützte Neutralität eingebüßt. Insofern haben die politischen Umwandlungen von 1909 sowohl dem belgischen Staat in Europa als auch der weiten mittelafrikanischen Kolonie ihre anerkannte Neutralität gekostet, und jetzt muß das stolze Recht der Waffen über beide entscheiden.

Namen-Verzeichnis

Benutzte Quellen

Außer meiner persönlichen Kenntnis sind zu dieser Arbeit folgende Bücher benutzt:

Anton, G. K., Prof., Kongostaat und Kongoreform. Leipzig 1911. Duncker & Humblot.

Arendt, Dr. Otto, Der Streit um die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Berlin 1889. Walther & Apolant.

von Bornhaupt, Christian, Die Reformen im Belgischen Kongo. Leipzig 1911. Duncker & Humblot.

Buechler, Dr. Max, Der Kongostaat Leopolds II. 2 Bände. Zürich u. Leipzig 1913. Rascher & Co.

Bujac, E., L'Etat Indépendant du Congo. Paris 1905. Henri Charles-Lavauzelle.

Buttery, John A., Why Kruger made War or Behind the Boer Scenes. London 1900. William Heinemann.

Casati, Major Gaetano, Zehn Jahre im Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. 2 Bände. Deutsche Ausgabe. Bamberg 1891. Buchnersche Verlagshandlung.

Castelein, A. S. J., L'État du Congo. Brux. 1907. Goemaere.

Christlicher Volkskalender aus Minden-Ravensberg 1902. Der Burenpräsident Stephanus Johannes Paulus Krüger. Gütersloh 1902. C. Bertelsmann.

Escherich, G., Im Lande des Negus. Berlin. Georg Stilke.

von Falkenegg, Baron, Kaiser Menelik und die Großmächte. Berlin 1908. Boll & Pickardt.

Gamerra, Giovanni, Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa. Berlin 1897. Franz Grunert.

Hentze, Willy, Am Hofe des Kaisers Menelik von Abessynien. Leipzig. E. H. Mayer.

Holtz, Arnold, Im Auto zu Kaiser Menelik. Berlin-Charlottenburg. Vita-Verlag.

Hopf, Jules, Nouveau Recueil Général de Traités etc. Gottingue 1885. Dieterich.

Jephson, A. J. Mounteney, und Henry M. Stanley, Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1890. F. A. Brockhaus.

Jooris, J., L'Acte Général de la Conférence de Berlin. Bruxelles 1885. Librairie Muquardt. Merzbach & Falk.
Jourdan, Philip, Cecil Rhodes. His private Life by his private Secretary. London 1911. John Lane.
von Kulmer, Friedrich Freiherr, Tagebuch einer Abessynischen Reise. Leipzig. Klinkhardt u. Biermann.
Langheld, Wilhelm, Zwanzig Jahre in deutschen Kolonien. Berlin 1909. Wilhelm Weicher.
Le Roux, Hugues, Ménélik et Nous. Paris. Nilsson Per.
Le Sueur, Gordon, F. R. G. S., Cecil Rhodes. The Man and his Work. London 1913. John Murray.
Mantegazza, Vico, Menelik, l'Italia e l'Etiopia. Milano 1910. Libreria Editrice Milanese.
Michell, Sir Lewis, The Life of the Right Honourable Cecil John Rhodes 1853—1902. London 1910.
Ministère des Affaires Étrangères. Documents diplomatiques. Affaires du Congo et de l'Afrique Occidentale. Paris 1885. Imprimerie Nationale.
Muenzenberger, E. F. A., Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit. Freiburg i. Br. Joseph Spillmann. S. L. Herderscher Verlag.
Nys, Ernest, Der Kongo-Freistaat und das Internationale Recht. Bruxelles. J. Lebègue & Co.
van Oordt, Paul Krüger und die Entstehung der Südafrikanischen Republik. Basel 1900. Benno Schwabe.
d'Orleans, Prince H., Une visite à l'Emper. Ménélik. Paris.
Pechuël-Loesche, Dr., Herr Stanley und das Kongo-Unternehmen. Leipzig 1885. Ernst Keil's Nachflg.
Peters, Carl, Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. München 1891. Rudolf Oldenbourg.
— Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet. München 1895. Rudolf Oldenbourg.
— Im Goldland des Altertums. Münch. 1902. J. F. Lehmann.
— Wie Deutsch-Ostafrika entstand. Lpz. 1912. Voigtländer.
Raab, R., Der alte und der neue Kongostaat. Hamb. 1892.
Rappoport, Angelo S., Leopold the Second, King of the Belgians. London 1910. Hutchinson & Co.

Rosen, Felix, Eine deutsche Gesandtschaft in Abessynien. Leipzig 1907. Veit & Co.

Schowalter, A., Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger. München 1902. J. F. Lehmann.

Schweinfurth, Dr. Georg, und Dr. Friedrich Ratzel. Emin Pascha. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus.

Schweitzer, Georg, Emin Pascha. Berl. 1898. H. Walther.

Skinner, Robert P., Abyssinia of To-day. London 1906.

Stanley, Henry M., Im dunkelsten Afrika. 2 Bände. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1890. F. A. Brockhaus.

— Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. 2 Bände. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1885. F. A. Brockhaus.

Stuhlmann, Dr. Franz, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894. Dietrich Reimer.

Vita, Hassan, Die Wahrheit über Emin Pascha, die ägyptische Aequatorialprovinz und den Sudan. 2 Bände. Deutsche Ausgabe. Berlin 1893. Dietrich Reimer.

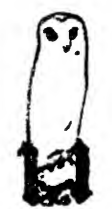
Vohsen, Ernst, Deutschland und der Kongostaat. Berlin 1908. Dietrich Reimer. (Ernst Vohsen.)

Vollbrecht, Hans, Im Reiche des Negus Negesti Menelik II. Berlin 1908. Voll & Pickardt.

Wauters, A. J., Histoire politique du Congo Belge. Bruxelles 1911. Pierre van Fleteren.

Weeks, John H., Dreißig Jahre am Kongo. Deutsche Ausgabe. Breslau 1914. Ferdinand Hirt.

Zintgraff, Dr. Alfred, Menelik und sein Volk. Ungedruckter Vortrag, gehalten 1911 im Württembergischen Verein für Handelsgeographie.



Ullstein & Co
Berlin SW 68

